This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
901
H75H6
Hoch
Letzes Schicksal...

Gift of

Alvin J. Cox Book Fund

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Letztes Schicksal

der würtembergischen Veste

Hohentwiel.

Nebst

dem Leben ihres Vicekommandanten

Oberst Freiherrn von Wolf,

und der

Geschichte ihrer merkwürdigsten Staatsgefangenen.

Von

M. Immanuel Hoch.

Stuttgart.
Druck und Verlag von G. L. Friz.
1837.

Letztes Schicksal

der würtembergischen Veste

Hohentwiel.

Nebst

dem Leben ihres Vicekommandanten

Oberst Freiherrn von Wolf,

und der

Geschichte ihrer merkwürdigsten Staatsgefangenen.

Von

M. Immanuel Hoch.

Stuttgart.
Druck und Verlag von G. ar,
1837.

Er-
ndern Raum
nach welcher
eine dem Herzog
Prinzen Louis, die

F 24578

DD901
H75H2

Socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

TACITUS.

Letztes Schicksal

der würtembergischen Veste

Hohentwiel.

Nebst

dem Leben ihres Vicekommandanten

Oberst Freiherrn von Wolf,

und der

Geschichte ihrer merkwürdigsten Staatsgefangenen.

Von

M. Immanuel Hoch.

Stuttgart.
Druck und Verlag von G. [illegible]
1837.

Er-
...ern Raum
, nach welcher
eine dem Herzog
Prinzen Louis, die

von Montmartin aufgefangen worden ſey, geführt haben ſollte, ſchien es mir hohe Zeit und gewiſſermaßen hiſtoriſche Gewiſſensſache, mit der Wahrheit, ehe ſie vor den kommenden Generationen durch übel angebrachtes Schweigen den Glauben verliere, für die Unſchuld eines mißhandelten Mannes ohne Rückſicht hervorzutreten. Ich that es in dem hiſtoriſchen Aufſatz, welcher im Jahr 1823 im Sophronizon (Jahrgang 6, Band 6, Heft 5) unter meinem Namen und der Aufſchrift erſchien: „Würtembergiſche Denkwürdigkeiten unter den Herzogen Karl Alexander und Karl Eugen," worin ich größtentheils neue bisher unbekannte Nachrichten lieferte, und worüber mir Sophronizon eine triumphirende Freude bezeugte. Mit der Unterſchiebung eines Briefwechſels durch Montmartin hat es demnach eine unwiderlegliche Richtigkeit, und ſie iſt keine bloſe Sage mehr, ſondern zu einer äußerlich und innerlich glaubwürdigen Geſchichte beſtätigt durch Zeugen, welche die ſpeciellen Umſtände wiſſen konnten, erhoben. Ich forderte damals Jeden auf, der etwas einwenden wolle, ſich an mich zu wenden, damit ich ihn aus meinen Quellen überzeugen könne; es hat ſich aber bisher Niemand gemeldet. Da mein Aufſatz neben andern Quellen hauptſächlich auf die Auktorität von Notizen und Briefſchaften des ehemaligen Kommandanten Hohentwiels, Oberſt von Wolf, und ſeines Vaters, ehemaligen würtembergiſchen Generallieutenants, ſich gründet (wie ich dazu gekommen ſey? wäre eine naſeweiſe Frage), ſo verſprach ich damals auch, ſpecielle Nachrichten, wie ſie bisher kein neuerer Hiſtoriker noch gegeben hat, über den Hergang bei der Uebergabe Hohentwiels und über

ihren geheimen Vicekommandanten Oberſt Wolf zu liefern, da dieſem Mann in der öffentlichen Meinung zu viel gethan worden iſt, wie es überhaupt der Menſchen Art iſt, daß an dem Geächteten jeder Gaſſenjunge ſein Müthchen kühlen zu dürfen glaubt, dem wirklichen Kommandanten neben ihm aber, General Bilfinger, nach dem Zeugniß der Zeitgenoſſen, augenſcheinlich Unrecht geſchehen iſt. Ich wünſchte aber, meine Nachrichten als einzelne Schrift ans Licht zu ſtellen, um ſie auch vor das größere Publikum zu bringen, da Sophronizon nicht Jedermann zugänglich iſt, und ſolche Aufſätze zwar unter ſeinem Demantſchild ſicher aufgehoben ſind, aber auch in einem Gewahrſam ſich befinden, wohin nur Hiſtoriker und Literatoren in größern Bibliotheken gelangen. Endlich wollte mir dieß gelingen, wiewohl etwas ſpät, woran ich nicht ſchuld bin. Ich übergebe meine Memoiren der Welt und Nachwelt als hiſtoriſches Aktenſtück, mit der Ueberzeugung, nicht nur dem unterhaltungsluſtigen Publikum etwas Angenehmes zu erweiſen, ſondern auch ein gutes Werk damit zu thun, und der Geſchichte dadurch einen bleibenden Dienſt zu leiſten. In der Geſchichte der Staatsgefangenen habe ich, wie natürlich, in Bezug auf Moſer und Rieger aus meinem frühern Aufſatz im Sophronizon geſchöpft, was hergehörte, es aber mit einigen Supplementen vermehrt. Mag meine Arbeit, wie ich mir wohl denken kann, von Manchen nicht gern geſehen und ihr Verdienſt nicht anerkannt werden, ſo bin ich zufrieden, wenn Rieger, Wolf und Bilfinger einmal in dem ſo belobten Geiſterreich mir dafür danken. Ich habe mich dabei aller hiſtoriſchen

Treue und Unparteilichkeit befliſſen, nichts Unerweisliches aufgenommen, huldige keiner Partei, und bin mir durchaus keiner unlautern Nebenabſicht bewußt. Die handelnden Perſonen ſind vom Schauplatz abgetreten, der Geſchichte verfallen, und ihr Spiel hat nichts mit der Jetztwelt zu thun. Vor der Geſchichte aber gilt, wie vor dem jüngſten Gericht, kein Anſehen der Perſon.

Stuttgart, im Juli 1837.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

I. Kurze Vorgeschichte der Festung 1

II. Geschichte der Uebergabe der Festung im Jahr 1800 4

III. Geschichte der sechzehnjährigen Gefangenschaft des Oberst Freiherrn von Wolf, und Nachrichten aus seinem übrigen Leben 12

IV. Geschichte der merkwürdigsten Staatsgefangenen . . 31

1. Herr von Knobelsdorf, preußischer Lieutenant . . . 32

2. Johann Jakob von Moser, Staatsrath und Landschaftskonsulent 39

3. Oberst Rieger 45

Hohentwiel 61

I.

Kurze Vorgeschichte der Festung.

Hohentwiel, ohne Zweifel zuerst von den Römern befestigt, von ihnen **Duellium** genannt, die Burg, die vor 37 Jahren noch stolz und seit alten Zeiten unüberwunden über Trümmern zerstörter Burgen aus der Mitte des Höhgaues nach dem benachbarten Bodensee und den Eisgebirgen der Schweiz hinschaute, war früher im Besitz allemannischer Herzoge, kam nach der Theilung Allemanniens an das Herzogthum Schwaben und das hohenstaufische Haus, und kurz vor dem Untergang dieses Hauses als ein dem Reich heimgefallenes Lehen an die Edeln von Klingenberg, die es bis auf Herzog Ulrichs Zeit inne hatten. Als dieses Geschlecht in seinem Wohlstand gesunken, und einer davon, Hans Heinrich von Klingenberg, in würtembergische Dienste getreten war, erlangte Herzog Ulrich zuerst das Oeffnungsrecht der Burg, und unter ihm erhielt sie eine Wichtigkeit, die sie vorher nie gehabt hatte. Landesflüchtig und geächtet faßte er hier festen Fuß gegen seine Feinde, und setzte die Festung nach einem mit Herrn von Klingenberg geschlossenen Vertrag 1521 in tüchtigen Vertheidigungsstand, um von da aus gegen die österreichische Regierung zu manövriren, an die das Land vom verbündeten schwäbischen Adel, der ihn vertrieben hatte, verkauft war. Seine Feinde zitterten vor seinen Rüstungen, vergebens suchten sie ihm die Festung wieder aus der Hand zu spielen, vergebens einen Zug dagegen zu unternehmen, ja ihn meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. Aber vergebens suchte er auch mit den von ihm geworbenen schweizerischen Miethtruppen,

6000 zu Fuß und 200 Reisigen, im Jahr 1525 sein Stammland wieder zu erobern. Sie verließen ihn, da er schon eingedrungen war, mitten im Laufe des Sieges, weil er ihnen den versprochenen Sold nicht schleunig bezahlen konnte, und er mußte sich wieder auf sein Felsennest zurückziehen, wo er von Zeit zu Zeit sich aufhielt, ohne 8 Jahre lang sich aufs Neue rühren zu können, bis er, mit französischem Geld und vom Landgrafen von Hessen mit Truppen unterstützt, im Mai 1534 in der Schlacht bei Laufen am Neckar triumphirte. Einige Jahre nach Wiedereroberung des Landes überließ ihm der Sohn Hans Caspar von Klingenberg, der unaufhörlichen Ansinnungen von Seiten Oesterreichs müde, welches die Festung für sich wünschte, nachdem es ihre Wichtigkeit eingesehen hatte, oder wenigstens sie den Händen des Herzogs entzogen wissen wollte, käuflich an Ulrich den 24. Mai 1538 gegen die Summe von 12,000 Gulden, zu 15 Batzen den Gulden. So kam sie als eine Erwerbung, die nach hundert Jahren sich noch wichtiger machte, für immer an Würtemberg. Herzog Christoph wußte die immer noch fortwährenden lästigen Ansprüche König Ferdinands an sie beim Kaiser zu beseitigen. Aber die eigentliche Zeit ihrer Prüfung, zugleich die Periode ihres Glanzes als einer Festung vom ersten Rang, führte der dreißigjährige Krieg und ihr ebenso kluger als heldenmüthiger Verfechter Oberst Widerhold herbei, von welchem der gemeine Mann zu sagen pflegte: er könne mehr als Brod essen, d. h. er wisse übernatürliche Künste, weil alle List und Macht an seinem Trotz, wie an den Felsen der Festung, zu Schanden brach. Von Geburt ein Hesse, war er im siebenzehnten Jahre als gemeiner Reiter in den Kriegsdienst getreten, studirte die Ingenieurkunst in Bremen, durchzog England, Frankreich, Spanien, Portugall und Italien, selbst die Barbarei, war in Venedig angestellt, wurde von dem Prinzen Magnus in Würtemberg eingeführt, von Herzog Friedrich als Trillmeister in Dienste genommen, und in kurzer Zeit von Grad zu Grad befördert, bis zum Kommandanten von Hohentwiel, wozu ihn Herzog Eberhard um die verhängnißvolle Zeit 1634 ernannte, ein Posten, worin er sich unerschütterlich 16 Jahre

lang bis zum westphälischen Frieden und nachher noch bis zur Zurückgabe der Festung an Herzog Eberhard 1650, die er sich zum Ziel der Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte, behauptete. Seine Thaten sind 5 Belagerungen, die er siegreich aushielt, seine kühnen Ausfälle während derselben, und seine schlauen und tapfern zahlreichen Streifzüge, die ihm meistens gelangen, nah und weit, wodurch er sich gefürchtet machte, und mit Beute bereicherte. Alle Belagerungen waren gewöhnlich mit Unterhandlungen und Versprechungen begleitet, die aber an Widerholds Eigensinn scheiterten. So erlebte er den Triumph, im zweiten Jahr nach dem Frieden, da alle fremde Ansprüche beseitigt waren, den 4. Juli 1650 sein wohlbewachtes Kleinod dem Herzog zurückzustellen, und ruhte nun auf seinen Lorbeeren im Frieden.

Nach fünfzig Jahren, im baierischen Erbfolgekrieg 1703, machten die bei Tuttlingen mit den Franzosen vereinigten Baiern wieder Miene gegen die Festung; die starke und wohlversehene Besatzung behauptete aber den alten Ruhm im Geiste Widerholds, und rächte sich tapfer dafür auf ihren Streifzügen. Nun hatte die Burg Ruhe bis zum Beginn des nächsten Jahrhunderts.

II.

Geſchichte der Uebergabe der Feſtung im Jahr 1800.

Als im Jahr 1799 nach dem Raſtadter Congreß der deutſche Reichskrieg mit Frankreich ſich erneuerte unter großen Hoffnungen, die man ſich im Reiche träumte, da Rußland mit Oeſterreich ſich verbündet hatte, ließ der Herzog durch dieſe beiden Höfe und durch Englands Verſprechungen ſich verleiten, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten und den Frieden mit der Republik zu brechen. Der König von Preußen, bei welchem die Landſchaft nach vergeblichen Vorſtellungen, in denen ſie bei dem Herzog auf Erhaltung des Friedens und der Neutralität gedrungen hatte, durch Abgeordnete um Beiſtand und Verwendung ſollicitirte, gab dem Herzog freundſchaftlich den Rath, ſich neutral zu halten. Der Herzog ſelbſt aber hatte eine perſönliche Abneigung gegen Preußen als garantirende Macht der landſchaftlichen Verfaſſung, die beſtändige Anweſenheit der öſterreichiſchen Heere ſchien einen feſten Anſchluß an die Politik des Wiener Hofs zu gebieten, die Meinung für den Krieg ſiegte im Kabinet. Die nachtheiligen Folgen davon erſchienen im Frühjahr 1800, da das franzöſiſche Heer von Neuem den Rhein überſchritt, und unter Moreau unaufhaltſam gegen Oberſchwaben vordrang. Der 1. Mai 1800 war der merkwürdige Tag, an welchem ein franzöſiſches Heer, 20000 Mann ſtark, unter General Vandamme vor Hohentwiel erſchien. Komiſches und Klägliches vereinigt ſich zum Lachen und zum Weinen in dem Schauſpiel des Untergangs der Feſtung.

Gleichſam zum Vorſpiel hatte ſie ein Pfarrer Bauer unter dem Commandanten Gregoire als Einzelperſon auf eine

beluſtigende Art erobert. Der Pfarrer, zugleich Präzeptor, bekannt durch ſeine herkuliſche Stärke ſchon unter Herzog Carl, vor dem er eine Probe davon ablegte, indem er den wildeſten Hengſt, den ihm der Herzog vorführen ließ, mit ſeiner Schenkel Macht dem Erſticken nahe brachte, war gewohnt, Abends nach den Schulſtunden Ausflüge aus der Feſtung zu machen, und vor dem Thorſchluß regelmäßig zurückzukehren. Der Kommandant Gregoire konnte ihn nicht leiden, und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu chikaniren. Eines Abends ließ dieſer das Thor früher ſchließen, mit dem Befehl: wenn der Pfarrer zurückkomme, ihn nicht einzulaſſen. Der Pfarrer kommt, und ruft die Wache an. Er dürfe nicht herein, heißt es. Auf ſeine Bemerkung, daß noch nicht die gewöhnliche Stunde zum Thorſchluß ſey, erwiedert die Wache, der Kommandant habe befohlen, zu ſchließen, und verboten, die Schlüſſel zu holen. So meldet eurem Kommandanten, rief der Pfarrer: zu einer Feſtung, wo er Kommandant iſt, will ich leicht hineinkommen! Des andern Morgens läßt der Kommandant nachſehen; der Pfarrer war richtig zu Hauſe. Dieß konnte ohne Zauberei nicht zugehen, der Kommandant berichtete den Vorfall, und es erfolgte eine Unterſuchung, aus welcher ſich die Löſung des Räthſels natürlich ergab. Auf einer ſeiner Streifereien am Fuße des Bergs hatte der Pfarrer eines Tags hinter dicht verwachſenem Geſträuch eine Oeffnung wahrgenommen. Er bahnte ſich den Zugang, entdeckte beim Eintritt einen unterirdiſchen Weg, und ſtieg auf demſelben fort, immer höher, bis er ſich ſchloß. Oben ſtieß er mit dem Kopfe an, und fand, daß ſich der Raſen wie ein Deckel lüpfen ließ. Er hob ihn ohne Mühe weg, ſtieg heraus, und ſah ſich auf der obern Feſtung an einer abgelegenen Seite. Sorgfältig fügte er den Deckel wieder ein, behielt das Geheimniß bei ſich, und benützte den Weg, wenn er das Thor nicht paſſiren mochte. So war er auch bei dieſem Vorfall unbemerkt in ſeine Wohnung gekommen. Zur Strafe dafür, daß er den Kommandanten inſultirt hatte, bekam er zwei Monate Arreſt in dem damaligen geiſtlichen Carcer zu Stuttgart, die Bibel genannt.

Ernſthafter, aber eben ſo leicht, ſollte jetzt die Einnahme

nämlich, daß die Festung im Frieden, der vermuthlich bald wieder zu Stande kommen werde, in statu quo an's Land zurückgestellt werde; auf diese Art würde sie dem Vaterland erhalten, und die Abtretung sey nur auf einige Zeit.« Alle traten dieser Ansicht bei bis auf einen alten Lieutenant, dem es weh that, seine bisherige Sinecure verloren zu sehen, und der sich sowohl bei der Abstimmung, als nachher, da er die Kapitulation unterschreiben sollte, immer mit der Ausflucht behalf: Ach! laßt mich doch gehen, ich habe so sehr Bauchgrimmen! Da bei dieser Manier sein Name wegblieb, war er nachher der Einzige, der in Ehren blieb und seine Gage fortbehielt.

Der Adjutant erhielt nun die Antwort, der Commandant werde zur Unterhandlung hinabkommen, und dieser folgte ihm noch denselben Abend mit seinen Leuten in's französische Hauptquartier. Vandamme erklärte sich bereit, daran zu seyn, daß die Festung im Frieden wieder in statu quo an's Land zurückgegeben werde, und so war die Verhandlung bald im Reinen. Wen Jupiter verderben will, den verblendet er. Vergnügt darüber, nach seiner Meinung ein gutes Werk vollbracht, und die Festung dem Land in der Aussicht, sie wieder zu erlangen, erhalten zu haben, ließ sich Wolf vom französischen General zum Abendessen nöthigen, und verspätete sich mit seinen Leuten dabei. In tiefer Nacht begab er sich mit seinen Leuten nach der Festung zurück, begleitet von einem Haufen französischer Officiere, welche auf der Festung die Capitulation unterzeichnen sollten, nachdem sie von der ganzen Garnison unterschrieben wäre. Das Thor öffnete sich, die Officiere traten mit dem Commandanten ein; andere französische Haufen kamen in der Dunkelheit nach, und besetzten Thor und Festung. Als nun die Reihe bei der Unterschrift an die französischen Officiere kam, erklärten diese mit Hohnlachen: sie brauchen nichts mehr zu unterschreiben, sie seyen jetzt schon da. Wolf sah sich schrecklich überlistet, die Franzosen fragten nichts nach der Capitulation, in welcher Vandamme ohnehin keine bestimmte Zusage gegeben hatte, und sahen die Festung als eine durch Kriegslist eroberte Beute an, womit sie nach Gefallen verfahren könnten. So wurde sie

nach dem Recht der Eroberung behandelt. Des andern Tags zogen die Feinde im Triumph ein, wogegen die abziehenden Garnisonstruppen einen jämmerlichen Anblick gewährten. Ein Haufe Weiber und Kinder folgte ihnen mit Heulen und Schreien wie bei einem Leichenzug; den Verlust ihrer Nahrung bejammernd, denn die Festung war ihnen eine süße Pflegeanstalt gewesen, wo ihnen nichts zum Unterhalt fehlte; jeder Invalid besaß neben seinem Sold ein Stück Gut und einen Weinberg zur Nutznießung. Jetzt erfuhr die Stätte das Schicksal der weiland Alba Magna, die Wohnungen wurden verheert, die Festungswerke gesprengt, die Grundmauern verschüttet. Dieß war das Ende der gepriesenen Burg 262 Jahre, nachdem sie im nemlichen Monat, worin sie unterging, (24. Mai 1538) durch Kauf an Herzog Ulrich gekommen war, 166 Jahre, nachdem Widerhold ihre Vertheidigung übernommen hatte.

Als wäre dem Vaterland sein Palladium geraubt, so entsetzte sich das Volk, über den raschen Vordrang der Franzosen schon vorher bestürzt, bei dem Aufschrei: Hohentwiel ist nicht mehr! Denn die Sage von Widerhold, daß er ein frommer Held im dreißigjährigen Religionskrieg gewesen, die Sage von Herzog Ulrich, der die Reformation einführte, daß er von dort aus die Feinde zuerst in Schrecken gesetzt, hatte der Burg beinahe einen religiösen Charakter verliehen. Des Herzogs Unwille, der Schmerz aller Patrioten kannte keine Grenzen. Jetzt weiß man sich damit zu trösten, daß solche Festungen ihre vormalige Wichtigkeit in neuern Zeiten nicht mehr haben, und daß die Kosten der Erhaltung den Nutzen Hohentwiels weit übersteigen würden. Bei genauem Lichte betrachtet, hatte die Veste ihren Nutzen doch nicht für den Unterthan, und in sofern kann sie ihm gleichgültig seyn.

Die beiden Kommandanten, General Bilfinger und Oberst Wolf, erhielten vom Herzog Befehl, wegen Uebergabe der Festung ihm mündlich Rapport zu erstatten, und wurden darauf der kriegsgerichtlichen Untersuchung übergeben. In seinen Papieren hat Wolf während seiner nachherigen Gefangenschaft Folgendes darüber niedergeschrieben:

»Da ich bereits Hohentwiel übergeben, rettete ich durch

III.

Geſchichte der ſechzehnjährigen Gefangenſchaft des Oberſt Freiherrn von Wolf,

und

Nachrichten aus ſeinem übrigen Leben.

Da Oberſt Wolf einmal das, wiewohl für ihn unſelige Loos erlangt hat, in der würtembergiſchen Geſchichte genannt zu werden, ſo liegt es auch im Intereſſe ſowohl des Hiſtorikers, als des Mannes ſelbſt, der jetzt unter den Todten ſchwebt, und deſſen die Schriftſteller bisher nur erwähnten, um ihm gleichſam im Vorübergehen einen verächtlichen Seitentritt zu verſetzen, eine wahre Kenntniß von ſeinem Leben, und ſeiner Individualität zu geben. Für den Fehler der Uebergabe hat er gebüßt, mehr, als ſoweit er an ihm lag, und dem Glücklichen geziemt es, eingedenk des Menſchen und des Schickſals zu ſeyn. Aber auch ſeine frühere Geſchichte wird den Leſer zur Billigkeit ſtimmen. Wir ſetzen daher über ſeinen Kerker das Motto, das einer ſeiner Nachbarn über die Thüre des ſeinigen ſchrieb:

Was ſtehſt, und ſchauſt du, Wandersmann?
Iſt's Mitgefühl? So ſey geſegnet!
Iſt's Neugier? Sieh den Ernſt des Unglücks an!
Hohnlächelſt du im Phariſäerswahn?
Du weißt nicht, was dir morgen ſelbſt begegnet!

Wolf war nahe dem Greiſenalter, 57 Jahre alt, als er in ſeinen Kerker zu Hohenaſperg eintrat, ein Zimmer, von welchem

er die Aussicht auf die Hauptwache und auf den ganzen Festungsplatz hatte, aber kalt und feucht. Er litt daher in den ersten Jahren häufig an Krankheitsanfällen innerlich, und an äußern Uebeln neben dem, daß er mit einem Bruchschaden behaftet war. Die ärztliche Behandlung war schlecht, und seine Kost natürlich armselig, so lang er auf sein tägliches Victualitinm von acht Kreuzern beschränkt blieb. Durch die Mildthätigkeit einer dankbaren Frau, gegen die er sich edelmüthig bewiesen hatte — bei welcher Gelegenheit, wird unten erzählt werden — und die ihn den Lohn dafür nun in einer für die Dauer seiner Gefangenschaft und ihres Lebens ihm zugesagten, acht Jahre lang auch geleisteten, jährlichen Pension von 50 Gulden genießen ließ, hernach durch Unterstützung seiner Tochter, als diese sich bald dem unglücklichen Vater zu lieb an einen reichen Kaufmann verheirathete, und seines in preußischen Diensten stehenden Sohnes, wurde für seine leiblichen Bedürfnisse so gesorgt, daß seine Existenz bis zu seiner Befreiung so leidlich war, als sie bei einem Gefangenen seyn kann. Er spendete von dem, was er erübrigen konnte, im Stillen noch selbst milde Gaben aus an die armen Soldatenwittwen auf der Festung. Seine Gattin lebte nicht mehr. Im gesunden Zustande durfte er täglich Vor- und Nachmittags eine Stunde spazieren gehen in Begleitung eines Unterofficiers, dann wurde er wieder im Zimmer verschlossen. Er war ein Mann von mittler Größe, hoher und breiter gewölbter Stirne, kleinen tiefliegenden Augen, rothem Gesicht, dessen Röthe aber von einer Gesichtskrankheit aus der ersten Zeit seiner Gefangenschaft herrührte, ging gebückt, und hatte mehr das Ansehen eines Stubengelehrten, als eines Soldaten. Man begegnete ihm mit Achtung, und sah ihn mit Mitleiden an; den Officieren, wenn ihm einer begegnete, war er, wie eine ernste Geistererscheinung. Seine Tochter, eine Frau von einnehmender Gestalt, feiner Bildung, ausgezeichnetem Verstand und edlem Herzen, besuchte ihn nach ihrer Verheirathung alljährlich, woranf er sich gewöhnlich voraus, wie Kinder auf das Christfest, freute. Um so niederschlagender war es ihm einst, als er hörte, seine Tochter sey vor dem Thor angefahren, aber vom

Kommandanten nicht eingelaſſen worden. Sie ſchrieb hierauf an den König, und erhielt die Erlaubniß, nicht nur den Vater zu beſuchen, ſondern auch jedesmal einige Tage auf der Feſtung zu logiren. Es war dann ein rührender Anblick, die edle Tochter den alten Vater auf dem Spaziergang am Arm führen zu ſehen, dem die verjüngende Freude aus den Augen leuchtete, und hinter ihnen den Unterofficier. Seine Beſchäftigung war Leſen und Schreiben. Anderes Schreibmaterial, als eine Schiefertafel mit Griffel und rothem Bleiſtift, durfte er zwar nicht führen, wußte ſich aber mit Dinte, Federn und Papier heimlich zu verſehen. Das auf Schiefertafeln Geſchriebene durfte er durch Quartiermeiſter, die er belohnte, abſchreiben laſſen, und wenn es der Kommandant geſehen hatte, für ſeine Tochter bewahren. Sah der Kommandant, daß es mit einer trockenen moraliſchen oder mit einer religiöſen Betrachtung anfing, ſo gab er es mit Verachtung wieder zurück, ohne das Weitere zu leſen. Wolf merkte ſich dieß, und ſchrieb dann, was er eigentlich aufgezeichnet haben wollte, in Parentheſen mitten ein. Dabei gewöhnte er ſich aber auch, aus der Gedankenordnung zu kommen, und ſich ſo durch Digreſſionen zu verwirren, daß er in Einem Aufſatz vom Philoſophiſchen ins Hiſtoriſche, von dieſem in die Landwirthſchaft gerieth, und am Ende den Faden der Einheit nicht mehr aufzunehmen wußte; worüber er ſelbſt klagte. Uebrigens leuchtete aus ſeinen Aufſätzen ein Schwall von Kenntniſſen hervor, der in ihm und mit ihm begraben lag. Aus allen Fächern ſchrieb er mehr als hundert Abhandlungen über hiſtoriſche, philoſophiſche, religiöſe, politiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, ökonomiſche Gegenſtände. Sein Hauptfach war Mathematik und Landwirthſchaft. Die Ingenieurkunſt hatte er von Vater und Großvater gleichſam geerbt. In dem Verzeichniß ſeiner Schriften befindet ſich eine Beſchreibung von Hohentwiel, wie es zu ſeiner Zeit beſchaffen war, die für den Zweck dieſer Schrift wichtig ſeyn würde, die ich aber nicht zu Geſicht bekam. Vieles, was er Intereſſantes ſchrieb, ging durch ſeine Lage verloren, manches findet ſich blos als Plan gezeichnet ohne Ausführung. Viele landwirthſchaftliche Aufſätze, von denen er gewünſcht hätte, daß

sie zu höherer Kenntniß kämen, verfaßte er über Gegenstände, die erst nach ihm in neuerer Zeit beachtet wurden. So schrieb er über Verbesserung des Weinbaues, Veredlung der Weine, Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, des Obstbaues und bessere Benützung des Obstes, über den Seidenbau, den Herzog Friedrich I. schon einzuführen suchte, in welchen Gegenden er am besten gerathen würde, über Errichtung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, eines Handlungsvereins, lauter Dinge, welche die Zeit nach ihm zur Sprache gebracht hat, und die dem damaligen Generalintendanten, der nichts davon verstand, unwichtig waren. Von den Weinbergen zu Hochheim, Rüdesheim und am Johannisberg schrieb er: er habe auf seiner Reise dahin nach der Art, wie sie gebaut und behandelt werden, sich genau erkundigt, und sich immer mehr überzeugt, daß Würtemberg eben so edle Weine bauen, und den Weinbergen in den vorzüglichen Lagen einen gleichen Werth geben könne. Seinen Aufsätzen gab er gewöhnlich die Firma: »Von einem einsamen Greisen.« Sogar besaß er noch Munterkeit des Geistes, Verse zu machen, und verfaßte politische Gedichte, wie Trenk, besonders nach Napoleons Sturz zum Lobe Preußens. Als Napoleon im Jahre 1809 die Festung beaugenscheinigte, schrieb er unter dem Donner der Kanonen mit Kreide an seine Thüre:

Wenn Grob'rer stolz sich brüsten,
Bauen sie doch ohne Den auf Sand,
Der den Rath, das Herz der Fürsten
Lenkt, wohin er will, mit starker Hand.
Menschenwerk vergehet,
Gottes Rath bestehet.

Die Erfüllung dieser Zeilen machte ihm große Freude.

Eine Schilderung des Hergangs bei der Capitulation konnte ich unter denjenigen seiner Papiere, die mir kommunicirt wurden, nicht finden. Er beschwert sich blos über verweigerte Truppenhilfe, durch die er der Capitulation überhoben worden wäre, über die Unregelmäßigkeit der Untersuchung, grundlose Beschuldigung der Verrätherei, und über das Unrecht, welches dadurch ihm und Andern zugefügt worden sey. In dieser

Hinsicht schrieb er: »Ein Mann, der unverschuldet ein so hartes Schicksal mit Muth und Standhaftigkeit, christlicher Geduld und Würde erträgt, hat nicht nur auf das Mitleid, sondern auch auf die Achtung seiner Mitbrüder gerechten Anspruch, und wenn er auch von seinen Zeitgenossen verkannt, verachtet wird, so wird ihn die Nachwelt rechtfertigen und um so mehr ehren, Gott wird ihm in der Ewigkeit lohnen, und schon in der Zeit seinen Frieden schenken, den die Welt nicht geben, aber auch, gottlob! nicht nehmen kann. Mein Großvater erzählte: ich sah dem Grafen Hardegg, der Gran, dem Grafen d'Arc, der Breisach übergeben, die Köpfe abschlagen; Männer, die dem Staat lange treu und tapfer gedient und die ausgezeichnetsten Dienste geleistet. Sie waren nach meiner Ueberzeugung unschuldig, damit stimmt auch die historische Meinung überein, und wurden aufgeopfert, um die Fehler des Hofkriegsraths, der ihre Festungen mit dem, was zu einer langen Vertheidigung nöthig war, nicht hinlänglich versehen, und der Generale, die zu ihrem Entsatz anzurücken gezaudert und keine Schlacht wagen wollten, zu bedecken. Breisachs zweiter Kommandant, Graf Marsiglie, wurde als feiger Officier, als treuloser Staatsdiener und schändlicher Verräther erklärt, und infam kassirt. Dieser Mann, schon durch mehrere Werke, besonders durch seine Beschreibung des Donaustroms bekannt, gab nun auch seine Vertheidigung schriftlich heraus, worauf er in päbstliche Dienste trat. Der heilige Vater hob dann alle auf ihn gebrachte Schande auf, und beförderte ihn bald zum ersten General und Befehlshaber der päbstlichen Truppen. Kaiserliche Gesandte und Generale kamen in den Fall, mit ihm zu unterhandeln.«

Von den ersten Jahren seines Arrests berichtet Wolf: »In den drei letzten Jahren hatte die Vorsehung die traurige Erinnerung der unangenehmen Begebenheiten, die von außen auf mich losgestürmt, durch Beimischung einiger angenehmen sehr gemildert. Zu Anfang des Jahres 1803 trat meine einzige Tochter in eheliche Verbindung mit dem in Baden angesessenen Sohn des Besitzers eines angesehenen Handelshauses zu R. in Holland, und lebt in einer vergnügten Ehe, die sie ohne

mein Unglück nie würde geschlossen haben. Mein einziger Sohn in preußischen Diensten schloß ebenfalls in diesem Jahr sein eheliches Band mit einer Tochter des Generals von Hirschfeld. Schon vor meiner Gefangenschaft hatte er mir bekannt gemacht, daß dieß der sehnlichste Wunsch seines Herzens sey, und es war auch der meinige, da alle, die diese Person kannten, mich versicherten; daß sie mit einem angenehmen Aeußern einen sehr gebildeten Verstand und einen edeln Charakter verbinde, und mein Sohn gewiß mit ihr glücklich leben würde. Es hatte mir manche kummervolle Stunde gemacht, daß meine Gefangenschaft mich verhinderte, zur Beschleunigung seines Glücks beizutragen. Im ersten Monat 1804 wurde meine Tochter, im letzten meine Schwiegertochter von gesunden Knaben glücklich entbunden. Im Mai hatte ich das Vergnügen, meine Tochter und meinen kleinen Enkel einige Tage bei mir zu sehen, und den ersten Enkel an meine Brust zu drücken. Auch war dieß Jahr das erste meiner Gefangenschaft, wo ich von keinem gefährlichen Krankheitsanfall betroffen war.«

Im vierzehnten Jahr seiner Gefangenschaft las er einst in Matthissons Briefen von einem Greisen, welchen Matthisson im Staatsgefängniß Piére-Encise zu Lyon sprach, und der ihm mit starker Stimme sagte: es sind nun sechzig Jahre, daß ich nichts sehe als diese Mauern, und achtzig, daß ich auf der Welt bin; vor zwanzig Jahren erhielt ich meine Freiheit, aber es war zu spät, und ich blieb hier oben, wo es mir nun wohl ist; weiß ich doch nicht, ob es mir unten eben so wohl seyn würde. Wolf bemerkte darüber: er empfinde das Gegentheil, er sey nach vierzehn Jahren noch so wenig seiner Lage gewohnt als am ersten Tage. Alle Versuche zu seiner Befreiung durch fremde Verwendung und durch Selbsthilfe waren unglücklich. »Fünfmal, schreibt er, hätte ich sehr leicht aus meiner Gefangenschaft entweichen können, ich that es nicht, weil ich immer einige Menschen dadurch unglücklich gemacht hätte. Ich wagte es aber, sobald dieß nicht zu besorgen war, obgleich mit wenig Hoffnung, daß es gelingen werde, und mit weit größerer Gefahr. Auch dieser mißlungene Versuch hat mich

bis dieſe Stunde nicht gereut.« Ein Ruf um Gnade aus dem Fenſter, als der Churfürſt einmal die Feſtung beſuchte, fruchtete nichts, als daß zur Verhinderung eines wiederholten Rufs auf den Fall der Wiedererſcheinung des Churfürſten jedem Staatsgefangenen eine Wache in's Zimmer zu ſtellen befohlen wurde. Auf Bitten ſeines Sohnes verwendete ſich der König von Preußen für ſeine Befreiung, erhielt aber vom Churfürſten zur Antwort: der König ſey falſch berichtet, und dieſem Manne könne er nie die Freiheit ſchenken. Der Churfürſt befürchtete, Wolf werde in der Freiheit die Publicität ergreifen, und eine Rechtfertigung gegen ihn ſchreiben. Einen andern wichtigen Verſuch machte Wolf, nachdem der Churfürſt König geworden war. Er ließ dem König durch den Kommandanten die Bitte melden, perſönlich vor ihn geführt zu werden, da er ihm eine bisher zurückgehaltene wichtige Eröffnung zu machen habe, die er nur mündlich dem König ſelbſt unmittelbar vertrauen, oder höchſtens nur durch den Kronprinzen mittheilen laſſen könne. Auf dieſe Meldung erſchien der Generalintendant General D., ſchloß ſich mit Wolf in ſein Zimmer, und hielt ihm in barſchem Tone vor: wie er ſich unterſtehen könne, ein ſolcher Mann und in dieſem Zuſtande, zu begehren, daß er dem König vor Augen geführt werde? Der König habe keinen Vertrautern als ihn, und er ſey deßwegen beauftragt, ſeine Eröffnung zu vernehmen. Wolf weigerte ſich um ſo ſtandhafter, ſein Geheimniß dem General mitzutheilen, da er in demſelben einen perſönlichen Feind erblickte, und die Natur des Gegenſtandes es unmöglich zuließ, indem der General ſelbſt dabei compromittirt war. Dieſer ſchlug ihm darauf vor, es niederzuſchreiben, und in ſeiner Gegenwart zu ſiegeln; er gebe ihm ſein Ehrenwort, daß er es dann dem König unverletzt übergeben werde. Wolf hatte nun zwar eben kein großes Vertrauen in dieß Ehrenwort; auf die Vorſtellung aber, daß ihn alles nichts helfe, und er ſchlechterdings nicht hoffen dürfe, vor den König geführt zu werden, ließ ſich endlich der alte durch die Leiden der Gefangenſchaft noch ſchwächer gewordene Mann, um den Günſtling nicht zu ſehr durch Hartnäckigkeit zu empören und zur Rache zu reizen, wankend machen; man brachte Schreib-

materialien, er schrieb, so gut er in der Geschwindigkeit sich besinnen konnte, siegelte, und übergab es dem General. Es erfolgte aber nichts darauf, obgleich die Sache ein nicht gleichgültiges Staatsgeheimniß betraf, und Wolf das nähere Detail, wenn der König Kunde davon verlange, nachzubringen sich erbot, da er im Augenblick sich nur kurz fassen könne und zu verlegen sey. Wolf verzeichnete das Geheimniß auf die weißen Ränder von Youngs Nachtgedanken, die sich unter seinen Büchern befanden, mit schwarzem Bleistift, damit es, unter seine Schriften gemengt, nicht etwa verloren gehen könne.

Jetzt erst wagte der Gefangene auch einen gewaltsamen Versuch, sich selbst zu befreien. Zur Zeit, da er ihn unternahm, stand keine Wache im Gang vor seinem Zimmer, weil die anstoßenden Zimmer von Arrestanten leer waren, und ihm selbst, dem zitternden Alten, kein Ausbruch zugetraut wurde. Da er täglich spazieren geführt wurde, war ihm die Ausstellung der Posten bekannt, und die natürliche Beschaffenheit der Festung ohnehin. Er wählte die Blöse einer unbewachten Stelle, wo ein rüstiger Mann von der Mauer des Walles über ein Dächlein in den Festungsgraben sich hinablassen konnte, aus welchem leicht hinauszusteigen war. In einer Sommernacht durchbrach er den Ofen seines Zimmers, schlich gegen ein Uhr glücklich an die bezeichnete Stelle, ließ sich ebenso glücklich an einem aus seinem Bettzeug und aus allem, was er benützen konnte, geflochtenen Seil in den Graben hinab, und wollte eben an der niedrigen leicht zu ersteigenden Mauer, auf deren Höhe er sich in Weinbergen und im Freien befunden hätte, hinanklettern, als ihn der Bediente des Platzhauptmanns packte. Dieser hatte sich zufällig bei dem Festungsschulmeister, welcher Wein schenkte, verspätet, kam im Rausch auf sein über Wolfs Gefängniß gelegenes Schlafzimmer im obern Gang, an welchem Wolf vorbei mußte, hörte ein Geknister, ging hinaus auf den Wall an die Mauer, just an die seinem Gang gegenüberliegende Stelle, von welcher Wolf sich hinabgelassen hatte, und erblickte, da der Tag schon graute, Wolf im Klettern begriffen. Ohne sich zu bedenken, sprang

er in den Graben hinab, packte ihn, und machte Lärm. So wurde die Flucht an dem, daß sie gelungen wäre, vereitelt. Der König davon berichtet, erließ die Ordre: daß er für dießmal begnadigt seye, im Wiederholungsfalle aber so gesetzt werden solle, daß ihm jeder Gedanke an Flucht vergehen werde. Der Generalintendant, der ihm die Ordre publicirte, fügte die Drohung mündlich hinzu: auf einen Wiederholungsversuch werde er ihn schlagen lassen, wie einen gemeinen Gallioten. Er blieb also im alten Gefängniß, nur wurde sein Ofen mit einem starken hölzernen Gitter eingefaßt, auch das eiserne Gitter seines Fensters noch mit einem Drathgitter umflochten.

Zuletzt ging er noch mit dem Plan um, daß sein Sohn, unterstützt von seinem König, eine Revision seines Processes als Rechts-, nicht als Gnadensache verlangen solle, als sich unerwartet der Knoten seines Schicksals von selbst löste. Ende Oktobers 1816 erfolgte der Tod des Königs, und acht Tage darauf seine Befreiung, wozu die Gnade des jetzigen Königs ihm noch eine jährliche Pension bewilligte, im 16ten Jahr seiner Gefangenschaft, im dreiundsiebenzigsten seines Alters. Seine Tochter holte ihn ab, bei welcher er nun seinem sehnlichsten Wunsche gemäß noch seine letzten Tage verleben durfte.

Nach dieser Beschreibung des merkwürdigsten an das Schicksal Hohentwiels gefesselten Theils seines Lebens komme ich erst auf die frühere Zeit desselben, auf seine Herkunft und Erziehung, seine Laufbahn und seine Reisen. Seine Familie stammte aus der Pfalz, ihr adeliger Stammvater war Oberst und Kommandant von Mannheim, von Kaiser Joseph I. für seine Verdienste in den Adelstand, von seinem Churfürsten, als dieser Reichsvikar wurde, in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Mit zwei pfälzischen Kompagnien, die sein Churfürst in kaiserliche Dienste gab, war er als Hauptmann zum kaiserlichen Heer gekommen, hatte mit Auszeichnung unter dem berühmten Feldmarschall Hans von Thüngen, bekannt durch seinen Lieblingsschwür: So wahr ich Hans Carl heiße! gedient, und die Aufmerksamkeit des großen Eugen von Savoyen auf sich gezogen. In dem von den Türken belagerten Wien,

in dem Feldzug von 1683 bei der Wiedereroberung von Ungarn, bei der Eroberung von Morea, in einigen Feldzügen in Italien, am Rhein und in den Niederlanden hatte er sich als einen der tapfersten einsichtsvollsten Officiere gezeigt, 13 Hauptschlachten und 22 Belagerungen beigewohnt mit dem seltenen Glück, nur einmal leicht verwundet zu werden, und war mit den pfälzischen Kompagnien zu seinem Churfürsten zurückgekehrt, in Folge einer Kabale, die ihm, als er Major werden sollte, sein Nachmann, zweiter Hauptmann aus einer angesehenen Wiener Familie, gespielt hatte, der ihn denuncirte, als habe er sich über die Eigenheiten seines Feldmarschalls und seinen Lieblingsschwur lustig gemacht, und Dienstgelder veruntreut.

Sein jüngster Sohn Louis, befand sich als Ingenieurlieutenant und Adjutant bei dem Chef des kaiserlichen Ingenieurkorps im Krieg gegen die Türken, als ihn der kaiserliche General und Vicekönig von Servien, Herzog Carl Alexander von Würtemberg, der auch den Vater gekannt und hochgeschätzt hatte, kennen lernte. Als derselbe regierender Herzog wurde, nahm er ihn mit den Officieren von Remching, von Werneck und einigen andern nach Würtemberg mit, wo er Ingenieurhauptmann wurde. Als Herzog Carl die Regierung antrat, übergab er ihm das Kommando der Leibkompagnie der Garde zu Fuß, wodurch er den Rang eines Majors erhielt, und brauchte ihn zur Ausführung der zur Verschönerung Ludwigsburgs und der Gegend umher entworfene Plane. Um diese Zeit, Jahr 1744, wurde ihm der Sohn geboren, dessen Lebensgeschichte der Gegenstand dieser Blätter ist.

Wolf schreibt von seiner Kindheit und Erziehung folgendes: »Ich war der einzige Sohn meiner mich zärtlich liebenden Eltern, wurde aber doch nicht weichlich erzogen, und kein Fehler wurde mir übersehen. Bis ins vierzehnte Jahr bekam ich nur Commisbrod, wenige und die einfachsten Speisen zu essen. Meine gute Mutter starb, da ich kaum sieben Jahre alt war, hatte mich aber mit größter Sorgfalt zu einem gehorsamen, frommen, wahrheitsliebenden und fleißigen, Gott und seine Nebenmenschen von ganzem Herzen liebenden Kind zu erziehen

gesucht, und ihre Lehren machten einen starken und bleibenden Eindruck auf mein unverdorbenes Gemüth, da ich sie täglich jene Tugenden, wozu ich sie ermahnte, still und ohne Geräusch ausüben sah. General von Werneck hatte mehrere Söhne, und hielt für sie einen Hofmeister. Er erlaubte, daß ich nicht nur die Stunden, die dieser gab besuchen, sondern auch die übrigen mit ihnen theilen durfte. Der Hofmeister, ein Franzos, der den Jesuitenorden verlassen und zur reformirten Religion übergetreten, gab alle Lectionen in französischer Sprache, und so war uns diese so geläufig wie die deutsche. Da General von Werneck seine Söhne dem Militär widmete, so wurde sehr auf Leibesübungen gesehen, und wir bekamen starke und dauerhafte Körper, indem wir uns an jede Witterung gewöhnen mußten. Da ich aufrichtig und gefällig gegen sie war, liebten sie mich wie einen Bruder, und der General wie einen Sohn.«

»Im Jahr 1757 hatte mein Vater als Oberst und Kommandeur des Leibregiments den Feldzug nach Schlesien mitgemacht. Nach seiner Zurückkunft ließ er seine Familie von Ludwigsburg zu sich nach Stuttgart kommen. Da die Garde im Sommer nach Ludwigsburg marschirte, blieb ich in Stuttgart, um das obere Gymnasium zu besuchen. Meine Wohnung hatte ich bei dem Hauptmann Boger, meine Kost bei Professor Dapp, der mir Privatlectionen im Lateinischen gab, worin ich gegen meine übrigen Kenntnisse noch sehr zurück war. Meine Kost, Mittag- und Abendessen, war weit besser, als im väterlichen Hause; für das Frühstück, und wenn ich Nachmittags etwas wollte, gab mir mein Vater auf das Jahr nicht mehr, als zwölf Gulden, und eben so viel, um mich in Schuhen und Stiefeln zu unterhalten.«

»Während des Feldzugs der Würtemberger 1758, unter dem Kommando des Generals von Röder bei der französischen Armee, hatte mein Vater außer der Garde auch noch das übrige Militär, welches im Lande blieb, zu kommandiren, für das Rekrutenwesen und die Errichtung einiger neuen Regimenter zu sorgen. Zugleich war das Bauwesen in Ludwigsburg nebst den neuen Anlagen seiner Leitung übergeben,

Ende Septembers 1759, nachdem Herzog Ferdinand von Braunschweig die französische Armee bei Minden an der Weser geschlagen, und sie darauf aus Kassel bis an die Lahn zurückgetrieben hatte, schloß Würtemberg einen neuen Subsidientraktat mit Frankreich; die Truppen, 12000 Mann stark, führte der Herzog selbst an, und mein Vater war dabei als der älteste General angestellt. Ich bat ihn sehr, mich mitzunehmen, um mich unter seinen Augen und seiner Anleitung zu einem guten Officier zu bilden. Er schlug es mir aber aus folgenden Gründen ab: Du bist, sagte er, erst sechzehnthalb Jahre alt, würdest dadurch aus deinem Studiren herausgerissen, der Krieg scheint sich in die Länge zu ziehen, und du wirst in zwei Jahren, wo du das Gymnasium verlassen wirst, noch immer dazu kommen. Ueberdieß sagte er, mit einer Art von Ahnung, wünschte ich, daß du, als mein einziger Sohn, dich nicht dem Militär, sondern einem andern Stande widmetest, wo du mit deinen Kenntnissen ein besseres Glück machen kannst. Du kennst nur die glänzende anziehende Seite des Militärstandes, ich habe die abschreckende desselben gesehen und erfahren.«

Unterm 26. April 1814 schrieb er: »Heute sind es 52 Jahre, seit ich, erst 19 Jahre alt, das Hauptmannspatent im Jahr 1762 erhielt. Welche schöne Aussichten gab mir dieß, und ohne mein Verschulden wurden sie alle vereitelt. Vor menschlichen Augen ist keine Rettung möglich, und doch hoffe ich noch. Menschen, wie Moser von sich schreibt, können nicht, wie sie wollen, und mögen nicht, wie sie sollen.« Späterhin nach Errichtung der Carlsakademie war er unter dem Oberintendanten Oberst von Seeger als Unterintendant über eine Abtheilung der Akademisten angestellt, wo er die Collegien und den Umgang mit den talentvollen Lehrern für seine eigene wissenschaftliche Fortbildung eifrig benützte, und von den Zöglingen als wohlwollender Mann geschätzt war. Er blieb hier, bis zur Aufhebung der Akademie nach des Herzogs Tod. Mitunter gebrauchte ihn der Herzog auch zu Sendungen, worunter eine von 1782 hier anzumerken ist, weil sie durch eine seltsame Fügung des Geschicks ihm später

noch in seiner Gefangenschaft den Lohn der Menschenliebe einbrachte. Hier ist nämlich der Ort, die Begebenheit zu erzählen, welche Veranlassung war, daß eine Frau ihn acht Jahre lang mit einer jährlichen Summe von 50 Gulden unterstützte. Wolf mag sie wieder selbst erzählen.

»Im Oktober 1782 entführte der Hofkaplan Baumann, sonst ein sehr vernünftiger und braver junger Mann, die Opernsängerin S. aus der Ecole, wo eine strenge Disciplin und Eingezogenheit herrschte, so daß der Herzog selbst die Anstalt nur bei Visitationen oder mit Fremden besuchte. Die Flucht wurde bald bekannt, und der Intendant Oberst Seeger sandte eiligst einige Officiere nach, welche sie zwischen Durlach und Ettlingen im Postwagen einholten. Man drohte dem Postillion mit vorgehaltenem Degen, ihn niederzustoßen, wenn er sich weigere, so auch dem Hofkaplan, übergab die Personen in Ettlingen dem Beamten zur Verwahrung, und benachrichtigte den Oberst Seeger durch Staffete. Der Herzog erließ ein Schreiben an den Markgrafen von Baden, um ihre Auslieferung, und schickte mich damit ab. Nach eingezogenen Erkundigungen bei dem Oberamtmann zu Pforzheim, wann der Markgraf Abends zur Tafel gehe, den ich noch vorher sprechen wollte, welcher von den Ministern den meisten Einfluß habe, zu wessen Departement mein Gesuch gehöre, welche Formalitäten bei Auslieferung von Arrestanten gewöhnlich beobachtet werden, und was an Douceurs außer der Kostenerstattung bezahlt werde, übergab ich mein Schreiben dem Markgrafen um halb acht Uhr, nachdem ich um 12 Uhr von Stuttgart abgegangen war. Der Markgraf wollte Erkundigung von dem Vorgang einziehen, und stellte mich seiner Gemahlin vor. Der Hofmarschall lud mich zur Tafel ein. Der Gegenstand der Unterhaltung dabei war Landwirthschaft. Die Markgräfin besaß schöne Kenntnisse darin, legte vortrefflich eingerichtete Höfe an, und unterstützte die Landleute, die ihre Güter in größere Aufnahme zu bringen suchten. Ich erhielt den Bescheid, morgen eine halbe Stunde vor der Tafel bei dem Markgrafen zu erscheinen, und wurde wieder zur Tafel geladen. Morgens machte ich meine Aufwartung bei den Herrn, die bei der

Conferenz zu erscheinen hatten. Als ich auf die bestimmte Zeit mich dem Markgrafen vorstellte, erklärte er seine Einwilligung, die Gefangenen auszuliefern, aber mit Bedingungen zu einer milden Behandlung, da man sie ohne Legitimation bis in sein Land verfolgt und eigenmächtig auf der Landstraße arretirt habe. Ich entschuldigte den Vorgang mit der Eile, bat den Markgrafen, keine Klage anzubringen, aber in seiner Antwort eine Fürbitte für die Gefangenen einzulegen. Dieß großmüthige Betragen werde auf das Herz des Herzogs Eindruck machen, und zur Linderung ihres Schicksals, so wie zugleich zur Befestigung der Freundschaft zwischen beiden Fürsten, die der Herzog so sehr wünsche, vieles beitragen. Meine Vorstellung fand Eingang. Nach der Tafel nahm mich der Markgraf in sein Kabinet, las mir den Brief an den Herzog vor, siegelte ihn, und gab ihn mir nebst dem Befehl zur Auslieferung, dankte für meine Sorgfalt für seine Landskinder in der Akademie, und empfahl die Gefangenen zu einem milden Schicksal. Ich dankte dem Markgrafen und seiner Gemahlin für die erwiesene Gnade, so auch den Ministern. Die Uebergabe erfolgte noch den nämlichen Tag, und ich schickte eine Staffete an Oberst von Seeger voraus. Der Herzog empfing mich gnädig und zufrieden mit der über Erwartung glücklichen Ausführung des schwierigen Auftrags. Nun wagte ich meine Bitte für die Gefangenen vorzutragen, und sagte dem Herzog, daß nach der eingezogenen Erkundigung die zwei Personen, außer in der Postchaise, nicht eine Minute allein bei einander gewesen. Der Herzog ließ sogleich den Kammerpage von L. rufen, und befahl ihm, bereit zu seyn, in einer Viertelstunde abzugehen, um dem Hauptmann, der den Hofkaplan nach Mörsburg bringen sollte, nachzueilen, ihm ein Schreiben an den Kommandanten von Hohentwiel und den Befehl zu überbringen, den Gefangenen dahin und nicht nach Mörsburg zu führen, und sich das Schreiben an den Bischof von Constanz zurückgeben zu lassen. Dann gab mir der Herzog die Briefe, die man bei der Sängerin gefunden, und einen Befehl an Oberst von Seeger, daß mir die Untersuchung und die Aufsicht über diese Person ganz zu übergeben

sey. Nach dem Schreiben des Herzogs wurde sie in ein Zimmer des Opernhauses mit einer Wartfrau eingeschlossen. Ich gab mir alle Mühe, die Gebeugte aufzurichten und gute Eindrücke auf ihr Herz zu machen. Sie blieb drei Monate sitzen. Als der Herzog von seiner Reise nach Italien zurückkam, wurde sie frei. Der Herzog gab ihr eine Pension von 300 Gulden, wollte aber nicht, daß sie weiter auf dem Theater erscheine, ob sie gleich die beste Sängerin war und in den großen Opern die Hauptrolle gespielt hatte. In der Folge wurde sie von Oberst Seeger überredet, einen Hofmusikus zu heirathen. Nach einigen Jahren nahm sie eine Stelle als Gouvernantin bei den Töchtern des Grafen von Fries an. Hierauf wurde sie von dem Fürsten von Taxis zu seinen Prinzessinnen berufen, und zugleich bei der Kirchenmusik gebraucht, mit einem beträchtlichen Jahrgehalt. Sie erwarb sich da allgemeine Achtung. Ihre Dankbarkeit gegen mich und Theilnahme an meinem Schicksal bewies sie, da sie acht Jahre hintereinander ein Schreiben und 50 Gulden an mich schickte, wovon ich aber nur die letztern erhielt. Da es nicht sicher damit hergegangen war, bat ich meine Tochter, statt einer Untersuchung, wodurch mehrere ins Unglück gebracht worden wären, die Sache nicht ruchtbar zu machen, der Frau für ihre guten Gesinnungen zu danken, und sie zu bitten, daß sie mir nichts weiter schicken möchte, indem meine Tochter für mein Nöthiges sorge, und es nur in falsche Hände gerathen würde. Der Herzog dankte dem Markgrafen für die Art, wie er die beiden Gefangenen ausgeliefert, in einem verbindlichen Schreiben, worin er ihn einlud, ihn wieder einmal zu besuchen, und die Akademie in Stuttgart, so wie auch Hohenheim zu sehen. Dieß geschah im Sommer 1783, und so hatte der Vorgang auch die glückliche Folge, daß das gute Vernehmen zwischen beiden Fürsten, die sich über 20 Jahre nicht mehr besucht hatten, hergestellt wurde. Der Hofkaplan saß längere Zeit in Hohentwiel, genoß aber viele Freiheit.«

Von seinen Reisen meldet Wolf: »Im Jahr 1785 war ich in Gesellschaft des Erbprinzen von Braunschweig auf einer Reise in das Elsaß. In Karlsruh machte ich wieder dem

Markgrafen meine Aufwartung. Er gab mir einen Auftrag nach Kolmar, und ich mußte ihm versprechen, auf meiner Rückreise ihn wieder zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit versprach er mir, einen meiner Neveux als Page aufzunehmen, den er auch in der Folge zum Hofrath ernannte.«

»Im Sommer 1795 machte ich eine Reise nach Frankfurt, um meinen Sohn anzustellen. Der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen versprach mir, ihn in preußische Dienste bei einem neuen Bataillon zu bringen, das noch in diesem Jahr errichtet werde. Ich schickte ihn daher gleich zu meinem Schwager, der in der Nähe von Hof im Voigtland sein Gut hatte, und im December war er bereits Lieutenant. Zehn Tage vor der Uebergabe von Danzig unter dem Gouverneur dieser Stadt, General von Kalkreuth, entzündete eine Haubitzgranate ein Faß mit Patronen, das nur drei Schritte hinter ihm stand, wodurch Kopf, Arme bis an den Ellenbogen, Füße bis an die Kniee so durch Brand litten, daß er zu fernerem Militärdienst untauglich wurde. Ohne seinen Mantel wäre kein Theil verschont geblieben. Doch blieben die Augen, vor die er die rechte Hand hielt, und Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, die er im Degengriff hatte, unversehrt, so daß er doch noch die Feder führen kann. Sein menschenfreundlicher König ließ ihm den ganzen Gehalt, und verlieh ihm nachher die Postmeisterstelle in Treptow, die ihm 200 Louisd'ors trug, nebst dem Majorscharakter.«

Von seinem Aufenthalt in der Akademie erzählt er: »Auf meine Verwendung wurden sechs meiner Neveux vom Herzog in die Akademie aufgenommen. Vorher waren sie immer drei Jahre bei mir, wo ich sie zur Aufnahme vorzubereiten suchte. Die vier ältesten wurden darin so ausgebildet, daß sie bei ihrem Austritt gleich in Aemter treten konnten. Zu Anfang der französischen Revolution suchte ein französischer Professor die Grundsätze derselben im Stillen unter den Zöglingen zu verbreiten. Kerner, Mediciner, in der Folge Sekretär bei dem französischen Minister Reinhard, später practischer Arzt in Hamburg, wohin er sich mit Reinhard begeben hatte, und einer meiner Neffen, in der Folge Regierungspräsident in B.

hin nicht im Sinn hatte, die Feſtung anzugreifen. Nach geſchehener Sache weiß jeder zu ſagen, was nicht hätte geſchehen ſollen, und was gethan werden ſollte. Alle Umſtände zuſammengenommen kann man ſich nicht verhehlen: daß von allen Seiten gefehlt wurde. Der Feſtung hatte ihre Stunde geſchlagen. Wolf hat von ſeinem Gericht an die Nachwelt appellirt, vor ihren Schranken ſteht ſein Schatten.

IV.

Geſchichte der merkwürdigſten Staatsgefangenen.

Auf den Bergen iſt Freiheit, der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Schiller.

Die Geſchichte der Männer, die ich hier aufführe, gehört in die Klaſſe ungemeiner Schickſale, die jedes Menſchenherz anregen müſſen, und die den Felſen der berühmten Veſte ſo denkwürdig machten durch Leiden, als er früher durch ausgezeichnete Thaten geworden war. Der erſte war kriegsgerichtlich verurtheilt, aber in der Ausübung eines Gewerbes, zu dem er mit Officiersrang angeſtellt war, und in welchem er ſeinem Beruf getreu zu handeln glaubte, mit eben der Argliſt ergriffen, die auf den Beruf eines Werbers unzählige Flüche geladen hat. Auf die beiden andern iſt das Wort von Tacitus anwendbar: **Reos se fuisse tantum poena experti sunt** (daß ſie Verbrecher geweſen ſeyen, erfuhren ſie nur durch die Strafe). Keiner von beiden war gerichtlich verurtheilt, der eine fiel durch Hinterliſt, und beide waren Opfer der Gewaltthat, ohne daß eine Schuld auf ihnen haftete, zur Widerlegung des Spruchs: Thue nichts Böſes, ſo widerfährt dir nichts Böſes! und als ewige Zeugen des Mißbrauchs der Gewalt und der Kabinetsjuſtiz, bei welcher kein Bürger ſeiner perſönlichen Freiheit verſichert iſt, ſobald er von mächtigen Feinden bedroht wird.

1.

Herr von Knobelsdorf,

preußischer Lieutenant.

Louis von Knobelsdorf hatte 1766 die Werbung für das preußische Regiment von Tauenzien, und hielt sich in Pforzheim auf. Da man ihm von Seiten Würtembergs sehr aufpaßte, seitdem er im Oktober gedachten Jahrs vier Mann von der würtembergischen Garde zur Desertion verleitet, und in einer Kutsche, worin er bei Ludwigsburg auf sie gewartet, entführt hatte, veränderte er seinen Wohnort, ließ nur einen Unterofficier in Pforzheim zurück, und begab sich an das linke Rheinufer zu dem Grafen von Leiningen-Hildesheim, dessen Freundschaft er so gewann, daß derselbe seine Werbung sehr begünstigte. Stief, ein würtembergischer Werbunterofficier, hatte sich unterdessen anheischig gemacht, ihn höchstens in Zeit von einem Jahr einzuliefern. Er ließ sich bei Knobelsdorfs Regiment anwerben, und sagte, er würde im Stande seyn, die schönsten und größten Leute von der würtembergischen Garde zu bekommen, wenn er zu einem Werbofficier käme, der in der Nähe von Ludwigsburg seinen Werbplatz habe. Der Kommandeur schickte ihn hierauf an Knobelsdorf, mit der Empfehlung, daß man ihm sicher trauen könne, und er ihm wichtige Dienste leisten werde. Stief gab gegen Knobelsdorf vor, er kenne eine sehr verschlagene Soldatenwittwe in Ludwigsburg, die sich gegen gute Belohnung gewiß als Unterhändlerin würde brauchen lassen, und erbot sich, an sie zu schreiben. Knobelsdorf gab ihm gleich zwei Louisd'ors, um sie ihr als Angeld zu schicken. Stief schrieb hierauf an den damaligen Adjutanten der würtembergischen Garde v. B., wie weit er in seinem Plan vorgerückt sey. Dieser eilte, die Sache dem General von Weißenbach, Liebling des Herzogs und Kommandeur der Garde, zu melden, und verabredete mit ihm den weitern Plan, besorgte die Briefe, die im Namen jener Soldatenfrau an

Stief geschickt wurden, und erhielt unter ihrer Addresse die Antworten. Nach einigen Wochen zeigte Stief dem Lieutenant Knobelsdorf einen Brief, daß sie sechs der schönsten Leute von der Leibkompagnie zur Desertion verleitet habe, und zwar um ein nach Größe, Schönheit und Alter sehr mäßiges Handgeld, daß man ihnen aber an der Grenze sogleich auszahlen, und mit der schriftlichen Kapitulation zustellen müsse. Sobald sie alle zugleich auf die Wache kämen, wären sie gesonnen, ihre Desertion auszuführen. Knobelsdorf eilte nun mit Stief nach Pforzheim, gab diesem achtzehn Louisd'ors, um sie der Frau zu schicken, wovon sie jedem zwei auf die Hand geben, sechs für sich behalten könne, und durch einen Expressen Nachricht geben solle, wenn sie zusammen auf die Wache kämen, worauf er bei dem badischen Ort Niefern auf sie warten wolle. Acht Tage darauf kam der expresse Bote an mit der Nachricht, daß sie in folgender Nacht sicher eintreffen würden. Knobelsdorf fuhr mit Stief bei eingetretener Nacht von Pforzheim ab, und befahl dem Postillion, ja nicht über die Grenze zu fahren. Die Nacht war sehr dunkel, doch äußerte Knobelsdorf, der die Grenze gut kannte, sie möchten solche bereits überschritten haben. Stief behauptete das Gegentheil. Indem sie darüber stritten, kamen sechs Mann, die sich unter eine Brücke an der Chaussee versteckt hatten, hielten den Postillion an, setzten Knobelsdorf und Stief den Degen vor die Brust, und übermannten sie. Nach der Instruktion stellten sie sich besonders gegen Stief aufgebracht, schlugen ihn und banden ihn mit Stricken. Knobelsdorf nahmen sie nur Pistole und Degen, das Geld wurde ihm erst in Ludwigsburg abgenommen, wo er auf die Hauptwache gebracht wurde. Der Herzog ließ Kriegsrecht halten, und Knobelsdorf wurde verurtheilt, erschossen zu werden. Als man ihm das Urtheil publicirte, stand er unerschüttert. Bei den Worten aber: Seine Herzogliche Durchlaucht haben diesen Spruch gnädigst dahin gemildert, daß von Knobelsdorf lebenslänglich auf die Festung Hohentwiel gebracht, und in enger Verwahrung gehalten werden soll; fing er an zu zittern, und sagte: Ach Gott! welch' eine fürchterliche Gnade! Von dem bei ihm gefundenen Geld wurden über die

Proceßkoſten noch ſechzig Friedrichsd'ors dem Kommandanten übergeben. Zu ſeinem Unterhalt ließ der Herzog zweihundert vier Gulden jährlich von der Kriegskaſſe bezahlen. Auch legitimirte der Kirchenrath menſchenfreundlich den Expeditionsrath auf der Feſtung, ihm jährlich einen Aimer Wein zu zehn Gulden, und den Scheffel Dinkel, ſoviel ſein Koſtherr für ihn brauchen würde, zu 2 fl. 45 kr. abzulaſſen.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Hohentwiel beſuchte ihn der Pfarrer, der dem Pietismus ergeben war, und in dieſer Art Eingang bei ihm ſuchte. Knobelsdorf ſtieß ihn aber mit den harten Aeußerungen zurück: »ich will von keinem Pfaffen was wiſſen; gehen Sie zu denen, die ihre ſataniſche Bosheit an mir ausgeübt haben! Mein großer König hat nicht an Chriſtus geglaubt, wie ſollte ich an ihn glauben? Moſes, Chriſtus und Muhammed waren die größten Betrüger. Mein großer König wird und muß ſich meiner annehmen, da ich nicht unklug gehandelt, ſondern die von dem Kommandeur meines Regiments mir gegebene Anweiſung pünktlich befolgt habe; er wird den Herzog ſchon dahin zu bringen wiſſen, mich loszulaſſen.« Wenden Sie ſich mit Ihrem Vertrauen an den größern König, ſagte der Pfarrer, oder Sie ſind verloren! und ging beleidigt.

Nach einigen Monaten wurde Knobelsdorf wahnſinnig, und dann ganz raſend, ſtieß Schmähungen gegen den Herzog und Weißenbach aus, zeichnete ſie mit Koth an die Wand, und ſchrieb ihre Namen darüber. Der erſte Kommandant war ein ungebildeter Mann, und glaubte ſich bei Weißenbach und dem Herzog zu empfehlen, wenn er die Ordres nach der größten Strenge auslege; ſein Nachfolger ein bigotter Mann, der jedes unanſtändige Wort, das Knobelsdorf gegen den Herzog ausſtieß und das ihm ſeine Aufpaſſer hinterbrachten, melden zu müſſen glaubte, bis endlich der Herzog ihm ſchrieb: er verlange die Aeußerungen eines Wahnſinnigen nicht zu wiſſen. Der Pfarrer ſah es als Strafgericht Gottes an, und hatte den Grundſatz, man dürfe Gottes Gericht nicht vorgreifen, das Wort Gottes, das Anſehen ſeines Amtes bei einem ſolchen Menſchen nicht herabwürdigen. Inzwiſchen verfehlte General Weißenbach, der ſich

durch diese Geschichte besonders zu empfehlen gesucht hatte, seinen Zweck. Stief, der nun freien Zutritt in seinem Hause hatte, verführte seinen Sekretär, sie fertigten falsche Vorspannspatente, die Betrügerei wurde entdeckt, der Sekretär kam ins Zuchthaus, Stief als Galliot nach Hohentwiel, und Weißenbach fiel in Ungnade, weil er das Siegel des Kriegsraths in die Hände seines Sekretärs, der es mißbrauchen konnte, gegeben hatte. Er fand für gut, seinen Abschied zu nehmen. Stief brach bei einem Entweichungsversuch beide Beine, und mußte elend sterben. Als Knobelsdorf von diesen Vorgängen hörte, ward er etwas ruhiger. Herzog Carl bezeugte sich hierauf geneigt, ihn freizulassen, wenn die Familie darum bitten würde. Das war aber gegen die Absicht des Expeditionsraths und seiner geizigen Frau, welche wünschten, daß er hier blieb, da von seinem Gehalt ihnen nach der getroffenen Einrichtung alle Jahre fünfzig Gulden in die Tasche fielen. Der Mann, der ihn bediente, und sechs Kinder zu ernähren hatte, wollte auch nicht gern entbehren, was er von ihm zog, und so hieß es von ihm: er sey am besten hier aufgehoben, wo ihm ja nichts abgehe. Er wußte es wohl, und sagte es laut dem Expeditionsrath sey alles daran gelegen, daß er nie die Freiheit erhalte. Von der ihm angebotenen Freiheit auf der Festung machte er keinen Gebrauch, und sagte: man habe sie ihm nur angeboten um ihm eine Falle zu legen. Er war ganz menschenscheu, wollte außer dem Mann, der ihn bediente, Niemand sprechen, und fing zu zittern an, wenn ihm ein andrer nahe kam. Nur in das Zimmer eines neben ihm wohnenden Unterofficiers kam er zuweilen, besonders wenn er dessen kleines Kind schreien hörte, that alles, um es zu beruhigen, wiegte es, und machte den Eltern das Anerbieten, wenn sie in Geschäften ausgehen müßten, wolle er das Kind hüten, wenn sie nur den Schlüssel zu sich nehmen, daß Niemand ins Zimmer kommen könne. Da er auf diese Art in den Rapporten fortwährend als wahnsinnig passirte, und vermuthlich auch seiner Familie so geschildert wurde, um diese abzuhalten, so blieb er zuletzt vergessen. Täglich bekam er eine Maß Wein, trank aber nur eine Bouteille, die andere gab er ge-

wöhnlich seinem Wärter, und so blieb auch vom Essen übrig. So lang er rasend war, wurde er von der Expeditionsräthin aufs schlechteste tractirt, und der Wein kam ihr zu gut. In mondhellen Nächten schlich er manchmal aus seinem Zimmer, und setzte sich im Gang unter ein Fenster, um den Mond zu betrachten, da er von dem seinigen nur auf das Dach eines nahgebauten Magazins sehen konnte. Vergebens bemühte sich der kluge und menschenfreundliche Hofkaplan Baumann, der, wie oben erzählt, 1782 nach Hohentwiel, und in das Zimmer neben ihm zu sitzen kam, ihn von der Düsterheit seines Gemüths zurückzubringen, vergebens auch Kommandant von Wolfskehl, humaner als seine Vorgänger; er blieb sich gleich bis zu Oberst Wolfs Zeit. Da unter diesem der Herzog, nachheriger König, nach Hohentwiel kam, und alle, die in der Burg logirten, ausziehen mußten, konnte seine Bitte, ihn an seinem Ort zu lassen, sein Versprechen, sich so still zu halten, daß Niemand seinen Aufenthalt merken solle, nicht statt finden. Es kostete viele Mühe, bis Wolf ihn bewog, mit ihm zu gehen, und ein Zimmer neben dem seinigen zu beziehen. Der Herzog befahl, ihn nicht mehr in sein altes, sondern in ein heiteres Zimmer zu bringen; man solle sich bemühen, daß er von der Festungsfreiheit Gebrauch mache, und wenn er sich bessern Gemüths befinde, berichten, worauf ihn seine Familie abholen könne. Als Wolf ihn von seinem alten Zimmer die Treppe hinabführte, zitterte und schwankte er, in dreißig Jahren war er keine hinabgestiegen. Von seiner Besserung erzählt Wolf selbst:

»Ich fing meine psychologische Kur bei ihm auf einer Seite an, wo ich sein Interesse erregen konnte, überzeugt, daß ich alles gewonnen habe, wenn ich ihm nur Vertrauen einflößen könne. Zu dem Ende instruirte ich seinen Wärter und den Unterofficier, in dessen Zimmer er manchmal gekommen war, ihm zu erzählen: daß der große Friederich mir schon im Jahr 1773 eine Kompagnie geben wollte, daß mein einziger Sohn in preußischen Diensten als Lieutenant angestellt sey, daß ich von diesem erst kürzlich die neueste Stamm- und Rangliste der preußischen Armee bekommen, daß ich die Geschichte

des siebenjährigen Kriegs, die Werke Friederichs II. und viele Landcharten besitze, auch Zeitungen halte. Knobelsdorf war begierig auf die Stamm- und Rangliſten, wünſchte auch die Geſchichte des siebenjährigen Kriegs und die Zeitungen zu leſen. Nun mußten ihm aber meine Männer ſagen, ich gebe von allem nichts aus meinem Zimmer, wer es leſen wolle, müſſe zu mir kommen. Einigemal überraſchte ich ihn im Vorbeigehen, ſprach aber nur wenig Worte, bat ihn, mich zu beſuchen, um von Preußen, deſſen Schickſal mich ſo ſehr intereſſire, als ihn, und vom großen Friederich zu ſprechen, und verſprach ihm, daß dann mein Zimmer für jeden Andern geſchloſſen ſeyn, kein Menſch etwas davon erfahren ſolle. Als nach der Schlacht an der Oſtrach die Franzoſen ſich zwiſchen der Donau und dem Bodenſee gegen Stockach zurückzogen, Erzherzog Carl ihnen folgte, konnte man aus meinem Zimmer Nachts die Feuer beider Armeen ſehen, und unterſcheiden. Dieß überwand ſeine Bedenklichkeit, und er kam zweimal Abends nach acht Uhr zu mir, und da man auch die zweitägige Schlacht zwiſchen Stockach und Hohentwiel genau beobachten konnte, auch an dieſen beiden Tagen, und fand viel Vergnügen daran, in den Stammliſten die Geſchichte der preußiſchen Regimenter von ihrer Errichtung an, und in den Rangliſten die Namen aller angeſtellten Officiere, ihre Anciennité, ihr Vaterland, ihre Garniſonen und Stärke zu finden. Aus meinen Charten zeigte ich ihm die großen Acquiſitionen an Land und Leuten, welche Preußen während ſeiner Gefangenſchaft gemacht, ſagte ihm, ich habe die preußiſche Armee im Lager bei Koblenz manövriren geſehen, erzählte ihm, was in den Feldzügen von 1792 bis zum Basler Frieden vorgegangen, und warum der König dieſen Frieden geſchloſſen, tadelte, daß er, wie Friederich II. durch Voltaire u. a. zur Verſpottung der chriſtlichen Religion, ſich durch Wöllner zu dem entgegengeſetzen Fehler habe verleiten laſſen, ein Religionsedikt herauszugeben, und die Denkfreiheit unterdrücken zu wollen. Nun rückte er ohne Scheu mit ſeinen freigeiſteriſchen Grundſätzen heraus. Ich ſagte ihm: Friederich II. dachte ganz anders, er hatte Achtung vor Jeſu Moral. Man kann frei

von Aberglauben, und doch ein guter Christ seyn. Die christliche Religion befiehlt uns ja, alles zu prüfen, und nur das Gute und Wahre zu behalten. Aber sie befiehlt uns auch, dem Schwachen kein Aergerniß zu geben. Sie müssen mir versprechen, nie gegen Jemand mehr sich so zu äußern, dann werden Sie einen treuen Freund an mir finden. Wir wollen uns beide an den Kern jeder Religion halten: Liebe Gott und den Nächsten, und alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, thut ihnen auch! und nie miteinander über die Religion disputiren. Er versprach mir dieß, und hielt auch sein Versprechen. Die übrigen falschen Ideen, die sich bei ihm festgesetzt, suchte ich nur nach und nach zu entfernen. In Kurzem brachte ich ihn dahin, daß er mit mir in die Kirche ging, auch den Pfarrer besuchte, und wo er hinkam, betrug er sich vernünftig und mit Anstand. Es war an dem, daß er hätte abgeholt werden können, als die Festung überging. Er wurde nun dem preußischen Gesandten in Stuttgart übergeben, der für seine weitere Reise nach Berlin sorgte. Nie soll es mich gereuen, was ich an diesem Unglücklichen gethan, obgleich meine Feinde meine Correspondenz über ihn nach Berlin verdächtig machten, weil Preußen zum Frieden gerathen, und ich vor dem Friedensbruch gegen den Herzog offen mich für dieselbe Meinung erklärt hatte, womit sie dann meinen Briefwechsel in Verbindung setzten.«

Im Jahr 1810 kam ein Fremder mit der Post von Kannstadt nach Enzweihingen mit einem Bedienten. Ein zufällig, wahrscheinlich auf dem Bettel, anwesender Invalid von Hohenasperg hörte von dem Bedienten, daß sein Herr von Berlin komme, und nach Paris reise. Er erzählte dem Bedienten, er sey auch in Berlin gewesen, und habe Preußen gedient. Dieser sagte es seinem Herrn, der ihn rufen ließ, und fragte: unter welchem Regiment und wo er nun stehe? Auf die Antwort, daß er auf dem Asperg liege, fragte er: ob von Wolf, der ehemalige Vicekommandant von Hohentwiel, noch lebe? Als er hörte, er lebe nicht nur, sondern schmachte noch in harter Gefangenschaft, rief er aus: Ach der unglückliche Mann! Wenn Er ihn sieht, sag' Er ihm, Louis von

Knobelsdorf lasse ihm viele Komplimente machen, und bedaure ihn herzlich, werde auch nie das Gute vergessen, das er ihm erwiesen habe. Knobelsdorf hatte im Kerker so lang gelebt, als Christus auf Erden lebte.

2.

Johann Jakob von Moser,

Staatsrath und Landschaftskonsulent.

Herzog Carl hatte einen Subsidientractat mit Frankreich im siebenjährigen Krieg geschlossen. Im Frühjahr 1759 ging derselbe zu Ende. Der Herzog verlangte von der Landschaft das nöthige Geld zu des Korps weiterer Unterhaltung, sie behauptete aber, ohne einen Landtag nichts bewilligen zu können. Dieser würde voraussichtlich viele Beschwerden vorgebracht, und ihre Abstellung verlangt haben. Graf Montmartin, Minister des Herzogs, suchte sich diesem bei seinen Geldbedürfnissen besonders dadurch zu empfehlen und unentbehrlich zu machen, daß er nach absoluter Gewalt strebte, und Rechte und Verfassung des Landes angriff, wobei er ein vertrautes Verhältniß mit dem Wiener Hof zu seiner Sicherung unterhielt. Er predigte blinden Gehorsam. Die Männer, die ihm die Spitze zu bieten vermochten, suchte er mit Gewalt und Arglist, aus dem Wege zu räumen. Der Erste unter diesen war der Landschaftskonsulent Staatsrath von Moser, vor dessen Staatsweisheit und Geradheit Montmartin nicht stehen konnte, und der die Anforderungen des Herzogs stets mit trockener Gründlichkeit abfertigte. Montmartin stellte dem Herzog vor, durch Mosers Gewinnung oder Entfernung würde der Landschaft das Haupt abgeschlagen, da ihre meisten Glieder sehr bornirte Köpfe, und durch einiges Lob, Geld und Aussichten auf bessere Versorgung ihrer Familien leicht zu gewinnen seyen. Anfangs Juli ließ also der Herzog Moser nach Ludwigsburg rufen. Soviel auch geschah, ihn in Furcht

zu ſetzen, ſtand er, wie ein Fabricius vor König Pyrrhus, und wie ein Thraſea im Senat. Anerbietungen von Vortheilen für ſich und ſeine Familie wies er mit Würde zurück; dem Vorwurf, daß er zu Unruhen Anlaß gebe, widerſprach ſeine unparteiiſche Rechtlichkeit. Es blieb alſo, um ſich ſeiner zu entledigen, nichts übrig, als Gewalt, und daran, ſagte Montmartin, ſey er ſelbſt mit ſeinem Eigenſinn ſchuld, womit er ſich und ſeine Familie ins Unglück ſtürze; man thue es ungern. Ungern oder gern, ſetzte man ihn in eine Kutſche, und fuhr mit ihm Hohentwiel zu. An das Publikum erging eine Bekanntmachung, worin ihn Montmartin, als einen gefährlichen unruhigen Kopf und affektirten Rechthaber bezeichnete; nach Wien berichtete er, als ob Moſer in Unterſuchungshaft wegen ſchwerer Beſchuldigungen ſich befinde. Calumniare audactes, semper aliquid haeret. Nach Moſers Entfernung gab nun Montmartin dem Herzog den Rath, die Landſchaft durch Furcht auf die Probe zu ſetzen. Arma tenenti omnia dat, qui jussa negat. Der Herzog ließ einmal unvermuthet Allarm ſchlagen, die Regimenter- und Bataillonskommandanten hatten ſchon Befehl, wo jeder hinrücken ſollte, und ſo war das Quadrat, wo die Landſchaft wohnte, von allen Seiten mit Militär umgeben, die Straßen, wohin ſie ſehen konnte, waren beſetzt. Nun geſchah ein Schuß. Man ließ den Mann, dem das Gewehr losgegangen war, vortreten, gab ihm laut einen ſcharfen Verweis wegen ſeiner Unvorſichtigkeit, da er doch wiſſe, daß die Gewehre ſcharf geladen ſeyen, und beſtrafte ihn mit fünf und zwanzig Fuchteln. Zu gleicher Zeit ging Oberſt Rieger in die Landſchaft, und verlangte Geld. Sie bewilligte endlich 150000 Gulden noch dieſen Tag zu geben. Der Herzog hielt zu Pferd an der Spitze ſeiner Garde, und ſagte zu einem Officier hinter ihm: Mein Pferd will immer vorwärts. Ew. Durchlaucht, ſagte der Officier: ſind vielleicht ſchon zu weit gegangen, der Schritt könnte üble Folgen haben. Dieſen werde ich vorzubeugen wiſſen, ſagte der Herzog vergnügt, daß das Manövre ſeinen Zweck erreichte.

Moſer wurde in enge Verwahrung gebracht auf ein Zimmer, mit einer Kammer, von welchem er die Ausſicht auf

den Bodensee hatte, und wo ihm an der Kost nichts abging, außerdem aber war alles hart für ihn. Niemand durfte mit ihm sprechen, und selbst der Prediger sollte im Sterben ihn nicht besuchen, wenn er das Abendmahl verlange. Er war gliederkrank, und mußte an Krücken gehen, kein Wärter wurde ihm zugelassen. Aber die ärgste Pein mußte dem Polygraphen, der mehr Bücher und Werke geschrieben, als mancher Gelehrte in seiner Bibliothek besitzt, und einem so fruchtbaren schwer mit Wissenschaft beladenen Kopf das Verbot der Schreibmaterialien seyn. Selbst das Bleistift zu einer Schreibtafel, die ihm seine Frau geschickt hatte, wurde ihm abgenommen. Aber sein Geist konnte nicht ruhen, und bevölkerte, wie Schiller spricht, die schweigende Oede mit seinen Gedanken. Eine Stecknadel, die Spitzen seiner Schuhschnallen, Scheere, Lichtputze, Löffelstiel mußten ihm nun zu Griffeln, und alle weißen Stellen in seinen wenigen Büchern — man hatte ihm nur Bibel, Gesangbuch und Steinhofers Predigtbuch gelassen, die Signaturen an Arzneikolben, die Wände seiner Stube und Kammer zum Schreibmaterial dienen. Ueber 1000 geistliche Lieder, die nach seiner Befreiung gedruckt wurden, verzeichnete er auf diese mühselige Art, um zu beweisen, daß ein solcher Geist, aus sich selber zu schöpfen vermögend, keine lange Weile fühle, während eines trägen Verlaufes von fünf Jahren und einigen Monaten, in denen er festgehalten wurde. Was hätte er in dieser Zeit über die vierhundert Bücher, die er in seinem Leben schrieb, für Werke produciren können, um welche die Welt betrogen wurde!

Montmartin arbeitete inzwischen selbst wider Willen aus aller Macht an Mosers Befreiung, und der Todfeind mußte die Hand gewissermaßen auch zu seiner Erlösung hergeben. Ueber seinen emsigen Bemühungen, es dem Herzog nie an Geld fehlen zu lassen, hatte er der Landschaft, die er mit dem muthwilligsten Hohn behandelte, hochwichtige Ursachen gegeben, über die gewaltthätigen, verderblichen, verfassungswidrigen Mittel und Maßregeln, denen er sich zur Erreichung seines Zwecks bediente, die bittersten Klagen zu führen. Die höhern dem Lande auferlegten Steuern, Monatsteuern, wurden mit

militärischer Execution eingetrieben, und 1764 erschien das Projekt einer neuen Vermögenssteuer im Druck, wovon Niemand, als die Bettler und das Militär aufwärts bis zum Hauptmann, ausgenommen seyn sollte. Bereits waren die Oberamtleute in einer Zusammenkunft, worin der Herzog mit Montmartin erschien, angewiesen worden, die Amtsversammlungen zur Annahme zu stimmen. Huber, Oberamtmann zu Tübingen, auch als geistreicher Dichter zu seiner Zeit berühmt, vereitelte das Projekt durch seinen Widerstand. Auch er wurde dafür auf die Festung Asperg, in enge Verwahrung abgeführt. Das Volk aber war so aufgebracht, daß Montmartin und seine Kreatur, Hofrath Gegel, mit des Juden Süß Käfig bedroht wurde. Die Landschaft klagte am kaiserlichen Hof, außerdem aber auch bei Preußen, Dänemark und Hannover, welche die Verfassung garantirten, und schickte ein Verzeichniß ihrer Beschwerden gegen den Herzog ein. Dieß traf mit einem andern Umstand zusammen, wodurch der König von Preußen aufs neue gegen den Herzog gereizt worden war. Im vorigen Jahr war der Markgraf Friedrich von Baireuth, Vater der ersten entwichenen Gemahlin des Herzogs, gestorben. Nach einiger Zeit erschien der baireuthische General und Hofmarschall von Treskow, als außerordentlicher Gesandter des Königs von Preußen, in Ludwigsburg, und übergab bei seiner Antrittsaudienz ein Schreiben Friederichs II., worin derselbe als Oheim der Gemahlin des Herzogs diesen zur Wiederversöhnung mit ihr aufs Freundschaftlichste einlud, und Vergessenheit alles Vergangenen zusagte. Da der Herzog auf Anstiften Montmartins den Antrag ablehnte, machte ihm der Gesandte im Namen des Königs den zweiten Antrag, wornach alle Versicherungen der Freundschaft in Kraft bleiben sollten, wenn der Herzog ihr einen angenehmen Aufenthaltsort im Lande anweise, und Freiheit lasse, ihre Hofdiener selbst zu ernennen. Auch dieser Antrag wurde verworfen sammt dem Ultimatum, worin begehrt wurde, daß die ihr ausgesetzten Gelder ihr nicht von der Kammer, sondern von der Landschaft ausbezahlt und garantirt werden sollten. Der Gesandte reiste hierauf ohne Abschiedsaudienz ab, und der beleidigte

König äußerte: böse Rathgeber verleiten den Herzog zu Schritten, die er in Kurzem bereuen wird. Dieß traf nun auch ein. Auf die Klage der Landschaft erließ der König selbst ein Schreiben an Kaiser Joseph, worin er ihn bat, sich als Reichsoberhaupt des unterdrückten Landes gegen den Herzog anzunehmen, und die Gesandten von Preußen, Hannover und Dänemark erschienen in Stuttgart. Die kleine Revolution begann, die sich, wiewohl erst nach Jahren, mit dem Erbvergleich endigte. Auf die Beihilfe der fremden Gesandten gestützt, gab die Landschaft ihre Beschwerden an diese und zugleich an den Herzog ein, und drang sehr ernstlich auf Entfernung böser Rathgeber und auf Loslassung der ohne Urtheil und Recht verwahrten Gefangenen. Montmartin war schlau genug, es nicht darauf ankommen zu lassen, daß man ihm den Abschied gebe, oder vielleicht ihn noch als Beklagten behandle. Kanzler Enzlins Geist ging an ihm vorüber. Er schrieb an den Herzog, und bat um seine Entlassung. »Es komme ihn schwer an, die Dienste eines so großmüthigen Fürsten verlassen zu müssen, für den er freudig Leib und Leben hingeben würde. Aber bei dem Verdacht, dem Mißtrauen, dem Haß der Landschaft gegen ihn, den Minister, wolle er gern das Opfer bringen, in der Hoffnung, daß die Landschaft dann auf vernünftigere Gesinnungen kommen werde, wenn persönlicher Haß nicht ferner ihre Schritte irre leite.« Der Herzog ertheilte ihm den Abschied in den rühmlichsten Ausdrücken, und Montmartin versprach ihm, nach Wien zu gehen, wo er viel zu seinem Besten wirken könne, da der Reichsvicekanzler sein Freund sey, und er durch diesen alles erfahren könne, wovon er ihm Nachricht geben werde. Im Anfang seines Regiments hatte er den Herzog um Erlaubniß angegangen, so oft er ein Finanzprojekt eingebe, worüber die Landschaft klagen könne, ihm dagegen zum Schein schriftliche Vorstellungen machen zu dürfen, die dann der Herzog wegen der überwiegenden Vortheile nicht gelten lassen sollte, mit dem Anfügen, daß Montmartin das Projekt durchsetzen solle. Nun erschlich er vom Herzog die Erlaubniß, diese Vorstellungen und Befehle in Wien vorzeigen zu dürfen. Dadurch rechtfertigte er sich, erhielt den

Charakter eines kaiserlichen Geheimraths, und wurde Gesandter bei den fürstlich-sächsischen Höfen.

Nach seiner Entfernung öffneten sich die Gefängnißthüren Mosers und Hubers. Letzterer wurde auf Andringen der Landschaft ein Halbjahr nach seiner Einkerkerung entlassen, ohne von dem erzürnten Herzog wieder angestellt zu werden; die Landschaft setzte ihm eine Pension von sechshundert Gulden aus. Moser wurde auf einen Befehl des Reichshofraths in Freiheit gesetzt, worin aber der Expeditor arglistig die Klausel inserirt hatte: »wenn keine Anschuldigungen gegen ihn vorliegen, worüber er zu inquiriren sey.« Dieß bezog sich auf das, was Montmartin bei seiner Festnahme ausgesprengt hatte. Auf diese Klausel hin konnte der Herzog ihn noch lange hinhalten, sein Gewissen und die Stimme des Publikums sprach aber lauter. Fünf Jahre, zwei Monate und vierzehn Tage hatte er vom 12. Juli 1759 bis zum 25. September 1764 auf der Felsenburg zugebracht. Inzwischen war seine Frau vor Kummer gestorben. Sein Sohn, Karl von Moser, protestantischer Reichshofrath, bezeugt übrigens in seinen Schriften, daß der Herzog in der zweiten Periode seiner Regierung, in welcher bessere Genien auf ihn wirkten, das seinem Vater zugefügte Unrecht der Familie durch vielfältige Wohlthaten zu vergüten gesucht habe. Auch gegen Huber legte sich der langwierige Groll des Herzogs zuletzt kurz vor seinem Ende, vor welchem er sich seiner Dienste noch in der Bestellung seines Hauses bediente. Moser und Huber haben beide ihren Lebenslauf selbst beschrieben. Punitis ingeniis gliscit auctoritas. Verschieden war Moser von Huber durch seine pietistische Denkart, die bei ihm ungeheuchelt, und frei von pharisäischem Parteigeist war, aber seinem Charakter etwas Rigoristisches gab. Er hielt nicht nur früher in hessen-darmstädtischen Diensten den heterodoxen Dr. Barth entfernt, den der Fürst, der einen guten Redner haben wollte, zum Hofprediger wünschte, sondern selbst den religiösen Gellert kränkte er wegen seiner heitern Laune durch ein liebloses Urtheil, wiewohl er es nachher auf Gellerts Beschwerde in einem höflichen Schreiben zurücknahm. Hubers Versuche mit Gott zu reden, hatten

ihm zu wenig Salbung. Die Größe des Patriotismus, womit er sich selbst aufopferte, glänzte eben dadurch hervor, daß er nicht von dem rauschenden Beifall und dem Weihrauch begleitet war, womit Hubers Muth vom Land und von den feurigsten jungen Dichtergenies verherrlicht wurde.

3.

Oberst Rieger.

Rieger war seit 1755 Auditor bei dem Kreisdragonerregiment, das zu Ludwigsburg lag, wohnte aber in Stuttgart, weil seine Frau, eine Tochter des Oberhofpredigers und Prälaten Fischer, diese Stadt nicht verlassen wollte. Als ihm der Herzog den Befehl zuschickte, sich zum Regiment zu verfügen, sah er dieß als eine Ungnade an, und dachte auf Mittel, sich dem Herzog zu empfehlen, wozu ihm sein lebhaftes Temperament genug an die Hand gab.

Im Jahr 1757, als das Regiment mit den Kreistruppen in's Feld rückte, erhob ihn der Herzog zum Major und geheimen Kriegsrath, und gab ihm verschiedene Aufträge, die er immer mit einer, dem Herzog, dessen Willen man eilends thun mußte, besonders angenehmen Schnelligkeit vollzog, wobei er ihm dann gewöhnlich etwas Neues zu erzählen wußte, oder auskundschaftete, was der Herzog gern wissen wollte. So machte er sich diesem unentbehrlich; stieg zum Oberst, war, ohne den Titel zu haben, Vicepräsident des Kriegsdepartement, hatte eine eigene Kanzlei und Kasse in seinem Haus, um das auszuarbeiten und auszuzahlen, was der Herzog nicht der gewöhnlichen Behörde übergeben und von der geeigneten Kasse bezahlen wollte. Darüber erstattete Rieger an den Herzog unmittelbar seine Berichte. Viele Kontracte wegen Lieferungen, wo öfters zu gewinnen war, wurden durch ihn allein geschlossen. Hatte der Herzog schnell Geld nöthig, so wandte er sich an Rieger, der dann oft nach einigen Stunden 20—30000 Gulden

von einigen bürgerlichen Familien zu Stuttgart herbeischaffte. Bei Gelegenheit schob er diesen vortheilhafte Lieferungen zu, und sorgte pünktlich für die Zurückzahlung. Hiezu den günstigen Augenblick, wo Geld vom Herzog zu bekommen war, zu fassen, war er sehr erfinderisch, und ihm wurde es leichter als andern, weil er nie Geldvortheile für sich suchte. Die Officiere mußten seine Vermittlung suchen, wenn sie vom Herzog bezahlt seyn wollten; denn, gemeinschäftliche Bitten und Vorstellungen durften sie nicht wagen, weil er sie in solchem Fall beschuldigte, sie hätten ein Komplott gemacht, und wer es einzeln that, kam sicher in Ungnade. Während des Lustlagers bei Osweil ließ der Herzog einmal Rieger zu sich in's Zelt rufen. Auf dem Tisch lag eine Rolle Karolins. Rieger sah öfters hin, und rückte dem Tisch immer näher, so daß er deutlich sehen konnte, daß zweihundert Karolins darauf geschrieben standen. Der Herzog bemerkte es, und sagte: wir müssen uns von der Rolle entfernen, sonst ist sie nicht sicher vor Ihm. Ja, erwiederte Rieger, ich habe einen unwiderstehlichen Gelust darnach. Heute habe ich mit General N. zu Mittag gespeist. Der Tisch war gut besetzt, und alle waren lustig, besonders wurde auf die Gesundheit Ew. Durchlaucht manches Glas geleert. Allein unsre Generale sind keine Kapitalisten, können nicht lang auf die zugesagten Tafelgelder warten, und die 200 Karolins reichen gerade hin, um das Rückständige zu zahlen. Ich will sie also nehmen, und jedem selbst seinen Theil bringen, damit sie heute Abend Ew. Durchlaucht unterthänigst danken können. Ohne Antwort zu erwarten, steckte er sie in die Tasche. Der Herzog sagte: ein andermal will ich vorher aufräumen, eh' ich Ihn rufen lasse. Das ist nicht nöthig, sagte Rieger, ein solcher Gelust, wandelt mich nicht alle Tage an, und wenn es Ew. Durchlaucht fehlt, kann ich geschwind wieder herschaffen. Er war uneigennützig, unbestechlich, dienstfertig, und hielt Wort; wer sich um Hilfe an ihn wandte, konnte sicher hoffen, sie zu erhalten, auch wenn es eine Sache betraf, die nicht zu seinem Wirkungskreise gehörte. Aber dadurch, daß er diesen immer weiter auszudehnen suchte, machte er sich eben so viele Feinde, als durch seinen Stolz und sein heftiges Temperament, das

ihn zu vielen unbesonnenen, oft auch unsittlichen Handlungen hinriß. Er schrieb einmal an einen Oberamtmann, und da dieser ihm unhöflich antwortete, weil es eine Sache betraf, die Rieger im Grunde nichts anging, zeigte er den Brief dem Herzog. Als dieser äußerte, ein solcher Brief verdiene eine Tracht Schläge, setzte sich Rieger, sobald er vom Herzog kam, zu Pferd. Da er Abends eine Stunde später erschien, als die Cour anfing, fragte der Herzog: warum so spät? Ich habe den Befehl Ew. Durchlaucht vollzogen, sagte Rieger, bin nach N. geritten, und habe dem Oberamtmann mit diesem Stock eine tüchtige Tracht Schläge in seiner Amtsstube gegeben, seine Schreiber lachten recht herzlich. Wie kann Er sagen, erwiederte der Herzog, daß ich es befohlen? Dieß gehört zu Seinen unbesonnensten Fähndrichstreichen, und wenn der Oberamtmann in der Ordnung klagt, muß und werde ich Ihn dafür strafen. Riegers Freunde setzten aber den Oberamtmann so in Angst, daß er es unterließ. Durch Unvorsichtigkeit des Brenners Atzel war in der Porcellanfabrik zu Ludwigsburg, über welche Rieger die Aufsicht hatte, Feuer ausgekommen. Rieger stieß den Mann so mit dem Stock auf die Brust, daß er Blut spie, und den andern Tag starb. Den Sohn desselben nahm der Herzog in der Folge in die Akademie auf, wo er sich zu einem geschickten Baumeister ausbildete. So verhaßt Rieger bei andern Ständen war, so gut war er bei den Officieren, besonders den höhern, angeschrieben, da er alles that, ihre Freundschaft zu gewinnen, und gegen sie seinen Stolz und seine Hitze wohl zu mäßigen wußte. Die liebsten waren ihm solche, die von der Pike auf gedient hatten, weil diese sich viel von ihm gefallen ließen.

Im Juni des Jahrs 1758 sollte der Herzog wieder 6000 Mann zu der französischen Armee stoßen, die in Hessen stand. Da die gewöhnlichen Werbungen und gewaltsamen Aushebungen Einzelner nicht hinreichten, gab Rieger das Projekt an, alle Bauern, die eine schlechte Wirthschaft führten, zum Militärdienst wegzunehmen, unter dem Vorwand, sie zu bessern, und die sogenannten Aushauser wurden von den Oberamtleuten eingeschickt, die dabei manche Partellichkeit und Ungerech-

tigkeit ausübten. Die Leute wurden im Schlaf überfallen, auch rechtschaffene Bürger waren nicht sicher, wenn einer nur die kleinste Strafe verschuldet hatte, und den Oberamtleuten war, wie den Vögten und Stadtschreibern zur Zeit der Hexenprocesse, ein neuer Spielraum zu Schmieralien oder persönlichen Verfolgungen und Gelegenheit gegeben, aus Beutelschneiderei mehr Lumpen zu machen, als es gab. Selbst ein gewisser Dorfschulz wurde auf solche Manier im Wirthshaus von den ausgeschickten Soldaten ausgehoben, und mußte seinen Spaß theuer bezahlen. Er hatte sie gefoppt, sich aus Scherz engagiren lassen, und tapfer mit ihnen getrunken. Als sie nun Ernst machen wollten, half es ihm nichts, daß er sagte, er sei der Schultheiß, sie trieben ihn mit Gewalt fort in's Lager, das eine Stunde weit entfernt war, und er mußte sich am Ende mit einer Summe ranzioniren, womit man einen Mann kaufen konnte. Durch diese Mittel konnte das Corps doch nur auf viertausend Mann gebracht werden. Es stand im Lager, und der französische Commissair war bereits da, um 6000 zu mustern und zu übernehmen. Auch hier wußte Rieger ein Auskunftsmittel. Der französische Commissair wurde mit Geschenken geblendet, daß er 4 für 6 ansah. Ein Regiment wurde nach dem andern gemustert, die Mannschaft von ihm abgezählt, und richtig befunden. Denn auf Riegers Veranlassung kleidete sich das erste Regiment, als es vor dem Commissair die Musterung passirt hatte, nachher um, und so machten es andere Regimenter. Der Herzog bekam den Sold für 6000, aber da die 4000 den Dienst für 6000 thun mußten, waren sie nachher hart angelegt.

Auch Rieger mußte diese Ränke drei Jahre hernach theuer büßen, unter einem Verhängniß, welches aus Veranlassung der Rückkehr dieses Corps 1762, nachdem der zweite Tractat mit Frankreich zu Ende war, der ränkesüchtige Minister Montmartin ihm bereitete.

Montmartin stammte von einer ausgewanderten französischen Familie. Zuerst in Diensten des Hofs zu Baireuth, später im Gothaischen, von beiden Höfen aber verabschiedet, hatte er mit dem Wiener Hof sich in so genaue Verhältnisse gesetzt, daß sein

Ansehen bei der Kaiserin Maria Theresia und seine vertraute Verbindung mit ihren ersten Dienern ihn in den Reichsgrafenstand erhob. Man sagte ihm nach, er habe in Wien die reformirte Religion abgeschworen, wobei ihm aber auf Jesuitisch erlaubt worden sey, wie in neuern Zeiten Herrn Haller, den Cult der reformirten Kirche äußerlich mitzumachen, um als Minister an einem protestanischen Hof dem Kaiser und dem katholischen Kirchenthum wichtige Dienste zu leisten. Er war ein Mann von sehr feiner Lebensart, kannte seine Leidenschaften, und besaß die Verstellungskunst in hohem Grade. Seine Kenntnisse waren mehr ausgebreitet, als gründlich, und er hielt sich für schlau genug, um jeden hintergehen zu können. Seine Gemahlin hatte ihm einiges Vermögen zugebracht, das aber größtentheils schon aufgebraucht war, als er 1758 nach Würtemberg kam. Hier machte er, wie Spittler ihn nennt, den wahren Beutelschneider, und strebte darnach, den Kirchenrath und die Landschaft aufzuheben, angeblich, um die unter Eberhard Ludwig und Karl Alexander aufgehäufte Schuldenlast mit ihrem Gut zu tilgen. Dieß war die Zielscheibe seines ministeriellen Wirkens, welcher er immer näher zu rücken suchte. Die Begriffe von der Hoheit des Landesherrn suchte er in dieser Absicht so erhaben zu steigern, daß es ihm nicht genug war, in der Genalogie des Herzoglichen Hauses den Herzog geboren werden zu lassen, sondern er befahl dafür den Ausdruck zu setzen: Seine Herzogliche Durchlaucht vermehrten die Anzahl der Hohen in der Welt.

Nach der Rückkehr des schon gedachten Subsidiencorps stellte Montmartin dem Herzog vor: da Rußland mit Preußen Frieden geschlossen, würden wohl Frankreich und Oesterreich dasselbe thun, und bat ihn, eine Reduction vorzunehmen, da es ihm völlig unmöglich sey, Geld zu dessen Bezahlung aufzutreiben. Der Herzog ging ungern daran, weil er auf ein nächstes vortheilhaftes Ereigniß hoffte. Durch den Krieg nämlich, den Spanien gegen England erklärte, war die Aussicht daselbst entstanden, die Truppen wieder in Subsidien zu bringen. Der Herzog hatte ohne Montmartins Wissen einen Unterhändler nach Madrid geschickt. Allein das spanische Ministerium

bereute es schon, daß man sich durch Frankreich hätte bewegen lassen, am Krieg Theil zu nehmen, und jener mußte unverrichteter Sache wieder zurückreisen. Gegen Ende Juni drang Montmartin stärker auf die Reduction, und versicherte, daß man sonst den Regimentsquartiermeistern das Geld zur Bezahlung der Löhnung auf den Monat Juli nicht geben könne. Der Herzog verlangte, er sollte nur noch auf die nächsten zwei Monate Rath schaffen. Montmartin versicherte, es sey unmöglich, indem alle Kassen erschöpft seyen, und er verlange die Reduction nicht stärker, als vor der Hand unumgänglich nothwendig sey. Als Montmartin abgetreten war, ließ der Herzog Rieger rufen, und erzählte ihm, was Montmartin gesagt. Rieger versetzte: wenn der Graf vorgab, es sey kein baares Geld in den Kassen, so hat er entweder Ew. Durchlaucht absichtlich belogen, oder er muß von ihrem Bestand gar nicht unterrichtet seyn. Ich weiß gewiß, daß nur in zwei zusammen über 60000 Gulden liegen, und das ist ja mehr, als man auf den nächsten Monat braucht. Wenn mir Ew. Durchlaucht Befehl an die beiden Kassiere geben, mir ihren baaren Kassenvorrath zuzustellen, so gehe ich sogleich mit den Regimentsquartiermeistern nach Stuttgart, jeder bekommt das nöthige Geld auf den Monat Juli, und das Uebrige bleibt in den Kassen. Der Herzog gab den verlangten Befehl, und Rieger eilte damit nach Stuttgart. Es war nicht nöthig, die Kassen ganz zu leeren. Rieger triumphirte, seinen Nebenbuhler entlarvt, und bei dem Herzog, wie er meinte, außer Kredit gesetzt zu haben. Während er in Stuttgart war, kam Montmartin zum Herzog mit seinem Reduktionsplan; der Herzog nahm ihn, sagte aber: Kommen Sie morgen um 9 Uhr, heute habe ich nicht Zeit, ihn zu durchgehen.

Noch in der Nacht erfuhr der Graf, was vorging, und dachte auf Mittel, den Streich auf ihn zurückfallen zu machen, den übeln Eindruck im Gemüth des Herzogs auszulöschen, und sich ihm noch nothwendiger zu machen. Er erschien also zur bestimmten Stunde in seiner gewöhnlichen, ruhigen Fassung, submissen Miene und Stellung vor dem Herzog, und sagte: »Nach dem gestern erhaltenen Befehl erscheine ich zur bestimmten

Stunde, obgleich von einer Reduktion nach dem, was inzwischen vorgegangen, keine Rede mehr seyn kann. Ich glaube Beweise gegeben zu haben, daß der Wille Ew. Durchlaucht für mich Gesetz ist. Ew. Durchlaucht haben die Gnade, diesen Aufsatz zu lesen, so werden Sie finden, warum ich auf eine Reduktion angetragen, und behauptet habe, daß kein baares Geld in den Kassen sey. Wenn es jetzt der Kriegskasse nicht fehlt, so fehlt es dafür in zwei andern, und der Kriegskasse muß es in vier Wochen aufs Neue und noch stärker fehlen. Ich bin nie gewohnt, nur kleine Resourçen und Palliativmittel vorzuschlagen. Weil nun Ew. Durchlaucht in keine Reduktion willigen wollen, da es Ihrem edeln Herzen schwer fällt, Jemand außer Brod zu setzen, und weil Sie den Wunsch geäußert, die Truppen in ein Lager zusammenzuziehen, so lege ich hier ein Projekt vor, wie das nöthige Geld herbeigeschafft werden könnte. Die Landschaft wird sich zwar sträuben, und es wird nicht wenig über mich geschimpft werden. Allein sie protestirt ja gegen alles Neue, und die Gnade Ew. Durchlaucht ist mir das Schätzbarste auf der Welt.«

Der Herzog versprach, die Sache zu prüfen, und entließ ihn, weil es Zeit war, auf die Parade zu gehen. Nach der Parade nahm er Rieger mit sich auf sein Zimmer, sagte ihm, wie sich Montmartin mündlich entschuldigt, und setzte hinzu: »Ich weiß wohl, was davon zu halten, allein ich kann ihn noch nicht entbehren, und er muß nun auch das Geld zum Lager anschaffen. Der Graf ist gewiß äußerst aufgebracht gegen Ihn, aber er weiß seinen Zorn zu verbergen, er hat sich nicht durch ein Wort verrathen. Des Grafen Zorn kann und wird Ihm nie was bei mir schaden, da ich weiß, welch einen treuen Diener ich an Ihm habe, der so uneigennützig ist.« Der nächste Herbst aber gab dem lauernden Montmartin eine Gelegenheit, wie gerufen, die er benützte, um seinen Gegner in die Luft zu sprengen.

Der König von Preußen beorderte nach der Schlacht bei Freiberg in Sachsen, worin Prinz Heinrich den 29. Oktober den Sieg über die österreichische und Reichsarmee davon getragen hatte, den General von Kleist mit einem Corps von

16 — 18000 Mann nach Franken, um den Reichstag in Regensburg so in Furcht zu setzen, daß der Reichskrieg gegen Preußen aufhöre. Kleist ging zuerst bis Baireuth, von wo aus er seine Streifzüge machte. Montmartin hatte noch Bekannte dort, er versprach also dem Herzog sichere Nachrichten durch sie von der Stärke und den Absichten des Kleistischen Corps zu verschaffen, der sehr vergnügt darüber schien. Nach einigen Tagen brachte er dem Herzog einen Brief, worin einer seiner Baireuther Bekannten ihm schrieb: »Kleist habe im Bambergischen Contributionen ausgeschrieben, werde nach Nürnberg vorrücken, um dort ein Gleiches zu thun, und habe wahrscheinlich, wenn die erwartete Verstärkung angekommen seyn werde, dem Reichstag in Regensburg wegen der Achterklärung und auch dem Herzog von Würtemberg einen Besuch in Stuttgart zugedacht, weil der König wegen des sächsischen Feldzugs und der Handlungsweise gegen seine Gemahlin, die der König unter allen seinen Nieçen am meisten liebe, über den Herzog sehr aufgebracht sey. Von dem Postmeister habe er erfahren, daß Kleist Briefe von Stuttgart bekomme, und dahin abgehen lasse. Es sey also kein Zweifel, daß dieser General Einverständnisse in Würtemberg habe. Er wolle sich nun Mühe geben, mit Hilfe des Postsekretärs, dem er eine gute Belohnung versprochen, die Adressen der Briefe, welche Kleist nach Stuttgart schicke, zu erfahren, und eine Kopie der Handschrift und Beschreibung der Petschaft der Briefe, welche an Kleist von Stuttgart kommen, und auf die er sehr begierig seyn solle, sich zu verschaffen.«

Die Neugier des Herzogs wurde sehr dadurch erregt, und er bezeugte Montmartin, wie sehr dieser Beweis seines Diensteifers und der angewandten Klugheit dabei ihn rühre; er solle kein Geld sparen, die Vaterlandsverräther zu entdecken. Mit dem nächsten Posttag bekam er schon das Versprochene. Aus der Kopie der Adressen und Petschaften fand der Herzog gleich, daß Rieger mit Kleist im Briefwechsel stehe. Auch hatte der Sekretär gesagt, es seyen schon viele Briefe von Kleist an den Oberst von Rieger auf die Post gegeben worden. Montmartin stellte dem Herzog vor, daß dieß noch kein hinlänglicher

Beweis sey, da Rieger ja immer nach Berlin an seine dortigen Bekannte schrieb, und dieser Mann einen Ruhm darin suche, eine ausgebreitete Correspondenz zu haben. Er bat den Herzog aufs innständigste, demselben durch nichts zu zeigen, daß er Verdacht gegen ihn hege, und las dann dem Herzog einen Brief vor, den er noch diesen Tag an seinen Bekannten abschicken wollte, worin dieser angewiesen wurde, daß sobald Kleist wieder einen Brief an Rieger auf die Post gebe, er ihn durch eine Staffette benachrichtige. Der Herzog sagte: Montmartin sollte ihn, sobald er die Nachricht erhalte, auch wenn es mitten in der Nacht sey, wecken.

Nach einigen Tagen kam Montmartin Nachts ein Uhr und weckte den Herzog. Noch vor Tag ging der Herzog auf die Post, und so wie das Felleisen ankam, ließ er sich alle an den Oberst von Rieger darin befindlichen Briefe geben, behielt aber nur die, welche über Hof, Baireuth und Nürnberg gegangen waren. Der von General Kleist, welchen Montmartin angekündigt, war richtig dabei. Der Herzog hatte sich schon vorher ein Wappenbuch bereit gelegt, um das Siegel zu vergleichen; es war das Kleistische Wappen. Kleist schrieb: »Er habe Riegers zween letztern Briefe erhalten, und sein Wunsch, ihn wieder zu sehen, werde bald in Erfüllung gehen, sollte er solchen auch nur im Scherz geäußert haben. Denn er gedenke bei den Nürnbergern einen Besuch zu machen, und in Erinnerung zu bringen, daß die Grafen von Hohenzollern Burggrafen zu Nürnberg gewesen, und noch seyen, ob sie Letzteres gleich nicht eingestehen wollten. Nürnberger Waaren und Lebkuchen verlange er nicht, aber harte Thaler, weil man die sächsischen Zweidrittel im Reiche nicht annehmen wolle, um sein Corps damit zu zahlen, und auch noch etwas in die Garnison zurückzubringen. Den Perücken in Regensburg wolle er die Reichsacht unter die Nase reiben, vor allem aber möchte er in Stuttgart Neckarwein trinken, und eine gute Provision davon mitnehmen, denn er wünsche, alt zu werden, und man sage, die Neckarweine seyen die gesündesten. Auch möchte er die prächtigen Opern und Ballets, die herrlichen Concerte sehen und hören. So feindlich die Würtemberger

sich gegen die Preußen gezeigt, hoffe er doch gute Aufnahme zu finden, besonders bei der Landschaft und deren Biedermännern, wovon er ihm in seinem letzten Brief geschrieben, im Contrast mit dem schlauen Grafen. Die Postcharte bemerke zwar richtig die Stationen, er möchte aber gern wissen, wie die Wege beschaffen, und ob es keinen kürzern Weg gebe? Bei ihm wolle er sich auf eine fette Martinsgans zu Gast bitten.«

Da man aus diesem nicht genug abnehmen konnte, machte Montmartin den Herzog aufmerksam darauf, daß ein ganzes Blatt unbeschrieben war, und schlug vor, den Versuch zu machen, ob es nicht mit chemischer Dinte überschrieben sey? Dieß fand sich wirklich so, und nun schien das ganze Projekt der Preußen und Riegers Verrätherei entdeckt. Die Erscheinung der Preußen sollte so unvermuthet seyn, daß der Herzog die Vermittlung der Landschaft anzunehmen gezwungen wäre, diese die Preußen mit Geld befriedigen, dafür der Herzog die Beschwerden abstellen, und Montmartin, der den Herzog zum Feldzug nach Sachsen gegen die Preußen, und sonst zu vielen dem Lande höchst nachtheiligen Sachen verleitet habe, an die Preußen ausgeliefert werden. Von der schönen Garde zu Fuß und dem Grenadierbataillon hoffe Kleist einen großen Theil mit sich zurückzuführen, seine Kavallerie zu remontiren, und sich des Marstalls zu bemeistern ꝛc.«

Der Herzog zweifelte keinen Augenblick an Riegers Verrätherei, wozu ihn sein Haß gegen Montmartin wohl verleitet, auch sein Schwiegervater, Oberhofprediger Fischer, der als Prälat in der Landschaft saß, ihm Beweggründe gegeben haben konnte. Montmartin aber hatte den Brief in Stuttgart schreiben, und in Baireuth auf die Post geben lassen.

Nachdem der Herzog mit Montmartin berathschlagt, wurde ein Leibhusar an Rieger geschickt, ihm zu sagen, er solle noch vor der Parade in's Schloß kommen. Rieger ließ sich entschuldigen, er sey die Nacht krank geworden, der Arzt habe ihm eine Aderlässe verordnet, da sonst einst Schlagfluß zu befürchten stehe, und er erwarte deßwegen den Feldscheerer. Der Herzog, dadurch noch mehr in seinem Verdacht bestärkt,

ließ ihm durch einen Adjutanten befehlen, er müsse, so krank er sey, auf die Parade kommen. Zugleich wurde eine Kutsche bestellt; zwei Leibhusaren, zwei Jäger mußten sich bereit halten; und ein Stabsofficier, der Oberauditor und ein Secretär, sich in Riegers Wohnung zu begeben, um, sobald er solche verlassen, alles zu versiegeln. Als man dem Herzog sagte, Rieger komme, ging er gegen den Kanzleibogen, und als Rieger durch solchen auf den Paradeplatz eintrat, und sich dem Herzog näherte, rief er ihm entgegen: schändlicher Verräther! und riß ihm den Militärorden von der Uniform. Rieger, so betroffen er war, versicherte, er sey unschuldig, der Herzog müsse falsch berichtet seyn. Nur zu gut berichtet! rief der Herzog, stieß ihn mit dem Stock auf die Brust, und sagte: fort mit dem schlechten Mann! zog die Ordre zu seiner Gefangenschaft aus der Tasche, gab sie einem Officier, und dieser brachte ihn zunächst auf den Asperg.

Graf Montmartin that hierauf alles, um den Herzog die Gefahr so groß als möglich vorzustellen. Nach seinem Vorgeben ging die Absicht des Generals Kleist nicht nur dahin, in Bamberg, Würzburg, und von der Reichsstadt Nürnberg starke Contributionen zu erpressen, und den Reichstag zu schrecken, sondern hauptsächlich den Herzog von Würtemberg zu überfallen, wo möglich gefangen zu nehmen, oder wenigstens zu einem sehr nachtheiligen Vergleich mit der Landschaft zu zwingen. So brachte er es dahin, daß die Saatswagen mit den Damen, der Marstall, und das Kostbarste, was der Herzog hatte, den Weg nach Strasburg unter einer Eskadron Dragoner wirklich antrat, und die Garde zu Fuß Befehl erhielt, sich zum Marsch nach Hohentwiel bereit zu halten. Im Vorzimmer des Herzogs mußten Tag und Nacht 6 Officiere von der Garde zum Verschicken bereit seyn. Dieß gab dem Grafen einen Vorwand, die Kassen zu leeren.

Da mehrere Generale, auch Geheimräthe sich äußerten, daß man die Gefahr übertreibe, ja durch die Furcht, welche man zeige, sich lächerlich mache, so bat der Graf, der dieß erfuhr, den Herzog, einen Staatsrath zu halten, und ihm zu erlauben, seine Gründe da vorzutragen. Aeltere Geheimräthe,

als der Graf, wurden nicht dazu berufen, aber mehrere Generale. Montmartin bot seine ganze Beredtsamkeit auf, die Gefahr in's Große zu mahlen, dankte Gott, daß es ihm gelungen, den Verräther des Vaterlands, der Kleists Plane begünstigt, ja sie ihm angegeben, zu entdecken. »Durch die Erklärung desselben sey zwar ein großer Theil der Gefahr verschwunden, da vielleicht ohne dieß Kleist bereits in Stuttgart seyn würde. Daß dessen Absicht doch noch sey, dahin zu kommen, zweifle er keinen Augenblick. Der Herzog erlaube nun jedem der Anwesenden, seine Meinung frei zu sagen, und in Vorschlag zu bringen, was zur Rettung des Herrn und des Vaterlands beitragen könne.«

Wolf, der älteste General, erhob sich dagegen, und bewies, daß Kleist es nie wagen dürfe, in den schwäbischen Kreis einzudringen. »Die Würtemberger seyen getreue Unterthanen, und werden nicht so unvernünftig seyn, den Feind in's Land zu locken. Ein Lieutenant mit 30 Husaren könne ungestraft sich bis Rothenburg an der Tauber wagen, wo die Preußen seyn sollen, diese kleine Stadt in Contribution setzen, und vorgeben, er gehöre zur Avantgarde des nach Stuttgart im Marsch begriffenen Corps von 18000 Mann. Mit einem solchen Corps lasse sich's nicht, wie mit 30 Husaren hin- und herschleichen, und wenn Kleist diese 18000 Mann wirklich bei sich habe, so wäre es Unsinn, von der Armee des Prinzen Heinrich bei Dresden sich so weit zu entfernen, wo dann, wenn auch Schwaben die Hände in den Schoos legen wollte, die über Waldmünchen aus Böhmen und die von Frankfurt kommenden Kaiserlichen und Franzosen ihm den Rückzug abschneiden, und ihn, wie den General Fink bei Maxen, fangen könnten. Wenn aber Kleist nie einen Gedanken gehabt, nach Würtemberg zu gehen, so müßte er darauf kommen, wenn er von der Furcht in Stuttgart hörte. Er schlage daher vor, der Kreisversammlung zu erklären, daß Seine Durchlaucht gesonnen seyen, die Grenzen des schwäbischen Kreises von der obern Pfalz an über Dinkelspühl, Hall bis an den Neckar zu besetzen, mit dem Churfürsten von der Pfalz Verabredung zu treffen, daß dieser gemeinschaftlich mitwirke, und das Militär

sogleich marschiren zu lassen, um den Kordon zu bilden. Die Landschaft würde ihren Beitrag nicht versagen können, um sich von dem Verdacht zu reinigen, daß sie das Eindringen der Preußen begünstigen wollte.«

Der vorher so beredte Montmartin schwieg, der Herzog hob die Sitzung auf. Was nach Straßburg abgegangen war, kam nach und nach zurück, zwei sehr schwer beladene Wagen ausgenommen, die der Graf hatte abführen lassen.

Nach Riegers Entfernung hatte dieser nichts Angelegentlicheres zu thun, als dem Herzog Geld genug zu verschaffen. Rieger hatte nur Aushilfe im Kleinen gewähren können, und meist solche, die wieder zurückbezahlt werden mußte, ward also gar nicht vermißt, und es wurde nicht daran gedacht, sein hartes Schicksal zu mildern. Vielmehr hatte Montmartin, welchem Asperg zu nahe bei der Küche war, vorgeschlagen, ihn nach Hohentwiel bringen zu lassen. Den 5. Dec. 1762 kam er hier an, und zwar in dasselbe neue Gefängniß als der Erste, welches man auf seinen eigenen Vorschlag einige Zeit zuvor, da er mit dem Herzog auf Besuch oben war, eingerichtet hatte, indem er dem Herzog die Region, wo es sich befand, als ganz geeignet zu Staatsgefängnissen bezeichnete, weil keine Aussicht da war, und weder Sonne noch Mond hinschien. Der Kommandant, General von Romann, den er antraf, war sein persönlicher Feind, weil er Rieger bezüchtigte, er habe ihn beim Herzog angeschwärzt, und sey an seiner Versetzung nach Hohentwiel schuld. Er wurde in der Folge von der Falschheit dieses Verdachts überzeugt, jetzt aber, ob er gleich keine strengere Ordre hatte, als der Kommandant zu Hohenasperg, ergriff er die Gelegenheit mit beiden Händen, Rache an seinem vermeintlichen Feind zu nehmen. Riegers Zustand war fürchterlich. Es wurde ihm kein Leibstuhl gegeben, das Zimmer nie gereinigt, der Bart nie geschoren, das Essen durch einen Schieber gereicht, wobei der Kommandant immer zugegen war, doch so, daß keiner den andern zu sehen bekam. Nach einiger Zeit bat Rieger den Kommandanten um Erlaubniß, das Nachtmahl zu empfangen. Der Kommandant meldete es dem Herzog, und erhielt die Genehmigung. Der Pfarrer

wollte ſich aber nicht bequemen, ſo dabei zu Werk zu gehen, wie der Kommandant ihm vorſchrieb, und ſchickte eine Vorſtellung an den Herzog ein, daß auf ſolche Weiſe ein ſo heiliges Werk entweiht würde; zugleich ſchilderte er die Lage des Gefangenen ſehr rührend. Der Herzog erlaubte nun, daß ihm der Bart geſchoren, das Zimmer gereinigt, und die heilige Handlung mit Würde und Anſtand verrichtet werde. Rieger ſelbſt ſchrieb im Dezember 1772, 5 Jahre nach ſeiner Befreiung, in einem Brief an Lavater von Hanau aus über den Anfang ſeiner Gefangenſchaft: »Jedermann glaubte, ich würde mich überwerfen, weil ich mit einemmal von der Extremité der größten Distraction, Arbeit, Ehre, Anſehens u. d. gl. in die äußerſte Inaction, Verachtung und Exhumanität verſetzt wurde, und ich bin niemals ſo geſcheid geweſen, als in dieſem statu miserrimo, und habe wohl auf meine organa sensoria Achtung gegeben, aber nie die allermindeſte Alteration wahrgenommen oder empfunden.« Von ſeiner Beſchäftigung ſchreibt er: »Man gab mir außer der kleinen Bibel, Ulmer Edit,, kein Buch. Da ſagte die naſeweiſe Vernunft: Wie wird dir's gehen? Bei dem guten Gedächtniß, das du haſt, wirſt du die Bibel bald auswendig wiſſen. Aber wenn ich ſie durchgeleſen hatte, fing ich wieder von vorn an, und ſie war mir immer wieder neu.« Er dichtete auch Lieder geiſtlichen Inhalts. So brachte er fünf Jahre zu bis zum November 1767, wo ihn der Herzog zwar losließ, wie es heißt, auf beſondere Verwendung des Markgrafen von Baden, aber unter der Bedingung, das Land zu meiden, bis nach einer Reihe von Jahren erſt der Herzog, von ſeiner Unſchuld vollkommen überzeugt, ihn aus dem Exil berief. Er lebte im Ausland mit dem Charakter eines königlich-däniſchen Oberſt, meiſt bei dem Prinzen Louis, Bruder des Herzogs, auf deſſen Villa zu Waſſerlos und in Hanau. Er ſchreibt davon in gedachtem Brief an Lavater: »Sie müſſen wiſſen, daß 5 meine Leibzahl iſt, ſo daß ich mir auch z. E. angewöhnt habe, 5 Schluck jedesmal zu trinken, nicht mehr und nicht weniger. Anno 1757 den 5. Dezember machte mich Serenissimus aus eigener Bewegung zum Major und geheimen Kriegsrath,

erhob mich von einer Ehrenstelle zur andern, und überhäufte mich mit Gnade, Vertrauen, Ehre und Wohlthaten, die ich in unauslöschlicher Dankbarkeit behalten werde. Anno 1767 den 5. Dezember wurde ich in das Gefängniß der Einmaurung niedergelegt, dessen Jammerstandes Beschreibung Ihnen Thränen gekostet hat, die alle im Sack Gottes gesammelt sind. Fünf Jahre darnach, den 5. Dezember 1767, hatte ich die Ehre, mit dem besten Churfürsten des Reichs, Nb. nicht auf dem Lande, sondern in seiner Residenz zu Mainz, an seiner churfürstlichen Tafel mit meinem lieben Prinzen zu speisen, wo der Herr den Kothsäubigen neben seine Fürsten gesetzt hat.«

Seine Wiederherstellung in die Gnade des Herzogs hatte er endlich einem Verein zu danken, der aus Anlaß seines Schicksals sich gebildet hatte, und wozu die Idee am Spieltisch einiger jungen Officiere im Hause der Frau von W., wo sie täglich bei ihrem Sohn, Lieutenant und Adjutant, in der Folge Oberst, zur Abendunterhaltung zusammenkamen, erregt worden war. Hier wurde eines Abends gesagt: Das schreckliche Schicksal Riegers müsse jeden in Furcht setzen; der Herzog pflege keinem Günstling sein Vertrauen ganz zu schenken, suche keinem sein Glück zu machen, und stelle jedem immer wieder einen andern gegenüber. Sey ihm eine üble Meinung beigebracht worden, so gelte keine Rechtfertigung; sein gewöhnliches Wort sey: ich habe es von guter Hand. Es sey nothwendig, daß man sich sicher stelle, und das beste Mittel hiezu wäre ein Zusammentritt angesehener und rechtschaffener Männer, die sich zu gegenseitigem Beistand auf der Bahn zu Glück und Ehre verbänden, und eine Gesellschaft bildeten, welche im Ganzen verbunden sey, sich jedes ihrer Mitglieder auf's eifrigste anzunehmen. Die Idee fand nicht nur Beifall, sondern man beschloß sofort, sie zu realisiren. Dieser Verein, in der Folge durch alle Stände sehr ausgebreitet, welcher, den Herzog unsichtbar umgebend, einen entschiedenen Einfluß auf die Meinungen, Neigungen und Entschlüsse des Herzogs ohne sein Wissen übte, enthält den Haupterklärungsgrund zur Geschichte der spätern Periode der Regierung Karl

Die Aussöhnung des Herzogs mit Rieger nach seiner Zurückberufung geschah in der Akademie, wohin ihn der Herzog zur Abendtafel geladen hatte. Als Rieger dem Herzog sich näherte, brach ihm das Herz; er weinte, und konnte kein Wort hervorbringen. Der Herzog legte ihm die Hände auf beide Schultern, und sagte: bleib' Er mein Freund, wie er es immer war! Mit diesen Worten sprach er ihn schuldlos. Er erhob ihn zum General und Commandanten zu Hohenasperg. Rieger versah diesen Posten mit seiner gewohnten Energie, aber auch mit eisernem Zepter. Den Ausbrüchen seines stürmischen Temperaments begegnete seine Frau oft dadurch, daß sie nach der Schachtel lief, worin sie den langen Bart aufbewahrte, der ihm in der Gefangenschaft gewachsen war, um ihn zur Besinnung zu rufen. Er selbst klagte über sich gegen Lavater auf einer andern Seite: »Ich bin ein großer Sünder, auch die excessive Fröhlichkeit und Heiterkeit meines natürlichen Herzens, der unvermeidliche Umgang mit der Welt, der Mißbrauch der göttlichen Freiheit verleiten mich gar zu oft zu ausschweifenden Fröhlichkeiten.« Sein Jähzorn kostete ihm das Leben bei noch voller Kraft. Er pflegte im Zorn den Ausdruck zu gebrauchen: der Schlag möchte mich rühren. Als er einst den Spital besuchte, wo ein Soldat lag, der seine Gunst nicht hatte, sagte er zu demselben: Gelt! Kerl! da liegst du jetzt? Der Soldat, der an der Pforte des Todes den Stock nicht mehr fürchtete, gab ihm die derbe Antwort, die Götz von Berlichingen einem feindlichen Hauptmann gab. Rieger ärgerte sich so, daß er auf dem Heimweg im Festungshof plötzlich niederstürzte, vom Schlag getödtet. Der Soldat erlebte noch sein Leichenbegängniß, kroch, als der Sarg vor dem Hause stand, mit Mühe ans Fenster, und sagte: Gelt! da liegst du nun auch? kroch wieder zu seiner Matratze zurück, legte sich hin, und starb.

Hohentwiel.

Verstümmelt steht die Felsenveste,
Zertrümmert liegt ihr Ahnenstolz,
Zerschmettert trauern Deine Reste,
Juwel im Kranze Widerholds!
Wo war der Held, als Du, geschaffen
Zu unverrücktem Widerstand,
Verloren wurdest nicht durch Waffen,
Nein! blindlings, wie ein Kindertand?

Wo blieb der Widder, der den Glauben
Ihm hob zur Wunderzuversicht,
Gott sey ihm hold, sein Kleinod rauben,
Das können Höllenmächte nicht? *)
Wild mochte Oestreichs Adler stürmen,
Der Baier Dich bekauern, steil
Stand Deine Tugend, sie zu schirmen,
Schwang Widerhold den Donnerkeil.

*) Anspielung auf die Grabschrift, die sich Widerhold setzte:

Der Wider Abrahä ist meine Zuversicht,
Darum ist Gott mir hold, trotz dem, der widerspricht.

Der Franke nahm ſie ein mit Lachen,
Nicht eine Bombe ließ er los,
Wie Vögel in der Schlange Rachen,
Fiel ihm die Beute in den Schoos.
Nicht Liſt bedurft' es, heimlich grabend,
Kein gold'ner Eſel half zum Ziel,
Ein Scherz an einem heitern Abend,
Und Troja war und Hohentwiel.

Frohlockend ſah'n die Nachbarhöhen
Mit ihren Trümmern her, mit Hohn
Rief ſchadenfroh der Hohenkrähen:
Verlor die Jungfrau auch die Kron'?
Und ſpottend rief der Mägdberg: Wichtig
Sahſt Du auf uns vom Felſenſitz,
Nun biſt Du nur zum Wein noch tüchtig,
Und Pöller krachen ſtatt Geſchütz!*)

Dein Schutzgeiſt war dahingeſchwunden
Dein Schickſal, Veſte! war erfüllt,
Und kommt es zu den letzten Stunden,
So wird des Menſchen Sinn umhüllt.
Carthago ſtürzte, den Palläſten
Entwich des Himmels Königin,
Und denkend ſaß auf ihren Reſten
Ein Marius mit trübem Sinn.

*) Burgen vor Hohentwiel, die Widerhold abbrannte.

Der Freiheit standst Du auch zum Jammer,
Einst ein Asyl vor Feindessturm,
Wardst Du der Unschuld Folterkammer,
Nicht nur der Schuld ein Kerkerthurm!
Laß' and're sich mit Burgen brüsten,
O Land! die höchste wird zu Spott;
Nur Eine steht trotz Macht und Listen:
Ein' feste Burg ist unser Gott.

DD 901 .H75 H6 C.1
Letztes Schicksal der wurtembe
Stanford University Libraries
3 6105 037 967 655

DD
901
H75H

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.